LD91

N. 28.

Katholische Pfarr-
Bücherei Beilngries.
A Nr. 119.

~~F 12.~~

gez. v. E. Waldau. Steindr. v. Gombart Alb. Walch inven. 1837.

„Mein Brautschatz! der Lohn der Redlichkeit?!"

Augsburg und Günzburg.
Verlag der Veith & Rieger'schen Buchhandlung.
1838.

„Mein Brautschatz! der Lohn der Redlichkeit!"

Die

Rose von Rom,

oder

ehre Vater und Mutter!

Eine Erzählung

für die reifere Jugend.

Von dem Verfasser

der Glocke der Andacht.

[Wilhelm Michael Nebel]

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg und **Günzburg.**
Verlag der Veith & Rieger'schen Buchhandlung.
1838.

Stadtbibliothek
Augsburg

1960.974

Augsburg,
Druck der W. Reichel'schen Buchdruckerei.

Vorwort.

Es ist ein rührender Anblick, die leidende Unschuld im Kampfe zu sehen mit der ränkevollen, listigen Bosheit, wenn diese, um Jene zu verderben, sich mit allen Waffen rüstet, die ihr die Vorsehung zuläßt, damit die gegenkämpfende Unschuld, gewaffnet mit ihrem heiligen Bewußtsein und ihrem siegenden Gottvertrauen, das himmelverhöhnende Laster schlage und über seinem Falle triumphirend sich erhebe. Ob auch oft die Vorsehung zu schlummern scheine, sie wacht dennoch; ob der Gerechte aufseufze in der Nacht unverschuldeter Leiden; dennoch lenkt ein gütiger Vater über den Sternen sein Ge-

schick; im Feuer der Prüfung läutert er ihn, wie gutes Gold im Schmelzofen. Wir können uns nicht erwehren, der niedergebeugten weinenden Tugend eine Thräne des Mitleidens fließen zu lassen; sie reißt uns zur Verehrung, zur Bewunderung ihrer Heldengröße hin, wenn sie glaubensstark und hoffnungswarm die Schlangen der Verfolgung von ihrem blutenden Herzen losreißt, und Gott das Opfer ihres unbefleckt und unzerrissen bewahrten Kranzes aus dem Kampfe bringt. Wir sehen sie ringen und hören ihre Seufzer unter dem schwer lastenden Drucke eines unverdient widrigen Schicksals, das seine Opfer herzlos zur Schlachtbank dahin zu drängen scheint; aber auch durch die dunkelste Nacht des Unglückes bricht verklärend der Schein des festen Sternes unserer Hoffnung auf jenen Vater, der keines seiner Kinder verläßt, und dessen Engel jede fallende Thräne seiner Geliebten zählen. Ohne den Schild eines durch Nichts zu beugenden heiligen Glaubens, ohne den Stab und das Licht der Hoffnung auf den allmächtig Allnahen würden wir tausendmal im Leben dem verzagtesten Kleinmute, der trostlosen Verzweiflung anheimfallen; ohne sie schiene eine höhere Hand uns oft plötzlich am Rande des Unglückes zu ver-

lassen. Und ob sie sich, um unsere Treue im heißen Kampfe zu prüfen, bisweilen zurückzöge: nie ist sie zu fern; in höchster Noth läßt sie sich wieder fest fassen, und der Gerettete ruft frohlockend unter Freudezähren aus: Gott verläßt die Seinen nicht! —

Wunder thut noch immer und täglich in solchen Schicksalswettern, die über unser zitterndes Haupt hereinbrechen, die Religion des Gottgesandten, der uns den Sieg gegeben über die Macht der Welt und des Todes. Die Beweise davon liegen in dieser Erzählung vor, die der Verfasser in die Hände der heranreifenden Jugend und aller für Religion und Tugend eingenommenen Gemüter mit der Ueberzeugung hinausgeben zu dürfen glaubt, daß diese Erzählung, mehr Wahrheit als Dichtung, und als Samenkorn auf den Acker des Guten gesäet, ersprießliche Früchte in diesen Tagen bringen werde, wo ein lauer und flauer Zeitgeist so gerne des Herzens edelste und höchste Triebe, wenn nicht ganz ersticken, doch bis zur Erschlaffung einschläfern möchte. Von dieser Hoffnung beseelt, reiht dieses Werkchen an seine vorangegangenen, beifällig aufgenommenen literarischen

Spenden der Verfasser mit dem Wunsche an, daß dasselbe, tausendfältig verbreitet wie jene, zu Nutzen und Frommen besonders der aufblühenden Jugendwelt gereichen möge. —

„Vater und Mutter sollst du ehren!" So ruft unserer Jugend das vierte Gebot vom Sinai durch den alttestamentalischen Gesetzgeber zu. Aber wie ungenügsam wird es befolgt! Mit wie schwarzem Undank lohnen so viele Kinder den Gebern ihres Daseins für die tausend oft blutigschweren Opfer, welche ihnen Vater und Mutter bringen mußten, bis Jene endlich, ach! oft zu spät, zu der Erkenntniß gelangen, daß das unerschütterlichste Fundament des Lebensglückes eine kernhaft gediegene religiöse Kindererziehung ist! —

Zunächst der Absicht, in diesem Werkchen zu zeigen, daß die göttliche Vorsehung auf ihren heiligen Wegen, wenn auch oft durch Dornen und sternloses Dunkel, dennoch zum Guten führt, war es dem Verfasser besonders darum zu thun, als belebende Seele dieses treuen Familiengemäldes die unbegrenzte Liebe eines Kindes zu seines Herzens Nächsten, und die Liebe eines strengtugendhaften

Vaters zu den Seinigen in ihrem reinsten, schönsten Lichte darzustellen. —

„Ehre Vater und Mutter!“ — Und sie hat es gethan in der freudigsten Aufopferung. Beispiele der Art können ihre erzielte Wirkung auf junge, zartempfängliche Gemüter nicht leicht verfehlen; Etwas blieb doch hangen, wenn das Buch gelesen ist; etwas wohlthätigen Einfluß auf Moralität hat es doch immer; gewisse Eindrücke, vielleicht hie und da tiefe, bleibende, läßt es doch zurück. Blos eine bildersüchtige Phantasie zu unterhalten und die Neugier des jungen Lesenden auf die Entwickelung zu spannen, das war die Absicht des Verfassers nicht; sie war eine bessere: Anfeuerung zu ähnlicher kindlichen Tugend. Auch hat das Buch so wenig das Ansehen eines Romanes, daß Derselbe es nicht für nöthig erachtet, zu erwähnen, daß er es als eine Jugendschrift, nicht als einen mit Frivolitäten ausgestatteten Roman herausgibt. Schriftrichter leite bei Beurtheilung dieses Werkchens das Gefühl der Billigkeit; ihre wohlmeinende Aufmunterung kann immer mehr nützen, als der Tadel vorurtheilbefangener Splitterrichter. Gottes Segen sei auch mit dieser Gabe! Ich lege

sie auf den Altar der Menschenliebe mit dem Bewußtsein, daß ich es damit ebenso herzlichgut gemeint habe, als mit der Herausgabe meiner Schriften erbauenden Inhaltes.

Augsburg, im Spätjahr 1837.

Der Verfasser.

Die Rose von Rom.

Erstes Kapitel.

Der Bildhauer.

Am prächtigen Tiberstrome hinab gegen das mittelländische Meer und über den sturmaufgewühlten Wogen dahin zog das Gewitter. Die grauenvollen Donner, die erst noch weithin an den kahlen Felsenwänden der Apeninnen wiederhallten, vertosten dumpf und hohl in wetterleuchtender Ferne. Der Flor schwarzer Wettergewölke zerriß allmählig, und durch das Meer der heitern Himmelsbläue schwamm wieder, friedlich stralend, die schöne Sonne über der regengetränkten Erde. Erquickt athmete das Paradies der Länder, Italien, der Garten Gottes auf der Erde, auf. Ein sanfter Ostwind säuselte herüber von den hellenischen Gestaden, und schüttelte vom dunkelgrünen Lorbeer und vom Golde der Orange die glänzenden Tropfen. Lust athmete die ganze Natur.

Aus der Herberg, in der er Schutz genoß während des Gewitters, trat wieder der fromme Pilgersmann und wanderte, sein Gelübde zu lösen, der heiligen Stadt, den sieben Hügeln, getrost und mit Gottes Gnade zu. Vor ihm, im wolkenlosen Schimmer des Nachmittags, lag in der Ferne, sehnsüchtig begrüßt, Rom mit den leuchtenden Zinnen und Kuppeln seiner aus der Ebene auftauchenden Paläste und

Thürme; hinter sich hörte er nah und näher kommen die fromm tönenden Gesänge wallfahrender Pilgerzüge; er harrte ihrer Ankunft im Schatten des nahen Lorbeerhaines, schloß sich dann an und erstrebte mit ihnen das heilige Ziel seiner Sehnsucht: Rom.

Auch der Fremdlinge viele kamen da von Nah' und von Ferne: Britten, Spanier, Deutsche; und auch der Grieche in seiner hochgeschätzten Nationaltracht und mit seinen köstlichen Salben und Spezereien fehlte nicht, um diese bei solcher Gelegenheit in seiner Bude bei St. Peter feilzubieten.

Schon am Vorabende des Festes füllte des Volkes mächtiges Andrängen die weiten Gassen der stolzen ehemaligen Hauptstadt der Welt. Vieles Landvolk zog zu Wagen, zu Roß und zu Fuße aus den umliegenden Dörfern und Marktflecken herbei, und füllte Gasthäuser, Schenken und Herbergen bunten Gewimmels. Sollte ein neuer römischer Kaiser aus des Pabstes Händen im prachtreichen Dome St. Peters gekrönt werden? Oder sollte, mit der dreifachen Krone geschmückt, ein Nachfolger des schlüsselführenden Apostelfürsten auf den Stuhl Roms sich erheben? — Keines von Beiden; ein Fest des Herrn war nahe. In den angrenzenden Hainen und Wäldchen fällte das Beil die jungen frischgrünen Maien, um mit ihnen die Straßen und Gassen Roms zu schmücken. Ihrer schönsten Blumen und Blüten wurden die herrlich schönen Gärten der zurüstenden Siebenhügelstadt beraubt, um zu Gottes Ehren mit ihrem Gedüfte und feurigen, buntglühenden Farbenschmelze die Gassen zu bestreuen, und die hohen Fensterbogen zu zieren. Alles, was Schönes der Spätfrühling zur Verherrlichung des hohen Festes der römisch-katholischen Kirche bot, mußte dienen, das Innere Roms zu einem Wohlduft hauchenden, blühenden Garten umzuzaubern. Früher, als gewöhnlich, schloß heute der Kaufmann sein kühles Waarengewölbe, der Spezereihändler seinen Laden. Zu vorbereitender Andacht ver-

sammelte der Ruf der Glocken das Volk Roms in den Tempeln des Herrn; — denn mit dem nächsten Morgen kam das Frohnleichnamsfest wieder, das hier, wie nirgends in den Landen des Christenthums, mit höchster öffentlicher Feierlichkeit und mit dem glänzendsten Gepränge begangen wird.

An jenem Tage saß in seiner Werkstätte, in einem engen Gäßchen nahe dem quirinischen Hügel, ein frommer Künstler, ein bekümmerter Mann, — Meister Girolamo, der Bildhauer. Seine Familie nährte der kunstselige Mann ehrlich und redlich, und sein stiller Schmerz, daß die Kunst, die himmlische, bei ihm nach Brod gehen mußte, war ein gerechter Schmerz. Der frühste Morgenstral fand ihn schon bei der Arbeit in der Werkstätte neben dem Wohnzimmer; der Abendstern sah oft über seine kummerblasse Wange die Thräne geheimer Wehmut schleichen, daß nicht ausreiche, was die müde Hand zur Ernährung des stillen Hauses erworben. Seines Alters war Girolamo fünfzig; dem Ansehen nach schien er um zehn Jahre älter. Sein tief fühlendes Herz aber und sein feurig erschaffender Geist waren frisch und jung geblieben. Die Glut des italienischen Blutes blitzte ihm noch aus den feuervollen schwarzen Augen, regte sich noch mächtig in seinen schwellenden Adern, wenn es galt, Recht zu vertheidigen und das Unrecht zu bekämpfen. Wie ein Paulus stand er dann da im Ankampfe der unheiligen Welt. Seines Herzens treue Liebe theilte sich zwischen Himmel und Erde: zwischen seine Kunst und Weib und Kinder. Von erster Frühe, bis die Nacht ihre Schatten ausspannte, arbeitete der fromme Mann an einem Standbilde der Mutter des Erlösers. Bis zur Hälfte hatte dasselbe Girolamo fertig gemeiselt, und schon lag halb ausgebildet aus weißem Marmor das holde Jesuskind an ihrer Brust. Eine arme Landkirche hatte dies Kunstwerk bei dem römischen Meister schon vor einem Jahre bestellt. Eine

schwere Prüfung sandte ihm der Himmel; er setzte den bittern Kelch an die schmerzlich zuckenden Lippen, und trank — mit einem Blicke nach Oben. Ein unglücklicher Fall hatte ihm auf lange Zeit den rechten Arm untauglich zu anstrengender Künstlerarbeit, und so ihn selbst und seine trauernde Familie brodlos gemacht.

Des Meisters Sohn diente in des Pabstes Regiment als Offizier, und seine ältere Tochter ging um mit feiner weiblicher Arbeit; allein, das bißchen Erwerb der züchtigen, keuschsinnigen Tochter und das Uebrige vom Solde des Sohnes reichte oft kaum hin, die größte Noth zu stillen, das dringendste Bedürfniß des Tages zu befriedigen. Er trocknete den Schweiß von der sorgengedrückten Stirne, legte den Meisel zur Seite, sah die halbvollendete Madonna an und seufzte.

„Wären doch endlich einmal," sprach er, „das Bild fertig! Ich hätte dann Brod, hätte dann auch ein Fest im Hause wie die andern Christen. So aber wird es mir ein Trauertag werden. Ewige Vorsehung, womit habe ich das verschuldet? Ach! ende du bald, recht bald meine Leiden! Gib meinem Weibe Gesundheit, meinen Kindern Freude, dem Vater Ruhe, Ruhe bald und Frieden!"

Die Last der Nahrungssorgen lag heute so recht drückendschwer auf der Brust des frommen Meisters. Er blickte das Gebild seiner Hände mit einem Himmelsvertrauen an, das ihm das gepreßte Herz wunderbar aus seiner Gesunkenheit erhob, sank, als wär' er da in der Kirche, vor dem schönen Bildnisse der Allheiligen nieder, und betete knieend vor ihr um Hilfe aus seiner unverschuldeten Noth. In seine Seele zückte ein lichter, stärkender Stral aus höherer Welt, und Girolamo erhob sich beruhigt und sprach: „In Gottes Hand hab' ich mein und der Meinigen Schicksal gelegt. Mir wird geholfen werden; denn noch hat der ewige Helfer Keinen ganz verlassen, der fest auf ihn gebaut."

Der Meister hatte sich kaum vom Boden aufgerichtet, als aus dem anstoßenden Wohnzimmer ein Offizier vom Regimente päbstlicher Soldaten, ein junger, kräftiger, man konnte sagen, schöner Mann, zu ihm heraus in die Werkstätte trat. Er mochte noch nicht über fünf und zwanzig Jahre zählen. Ernstfreundlich war seine Miene; scharf gezeichnet und ausdrucksvoll waren seine Gesichtszüge; seine Bewegungen hatten etwas Rasches. Alles zeugte für Muth und Entschlossenheit. Der schöne junge Mann sah es dem Meister an, daß er eben erst sein gepreßtes Herz in einem himmelan fliegenden Gebete erleichtert haben müsse, und innigst gerührt trat er zu ihm und sprach: „Euch wird geholfen werden, mein Vater. Seid ruhig und lasset diese Sorge keines Eurer Haare grauen, so lang' Euer Sohn lebt. Vater, kürzet Euer theures Leben nicht so durch Kummer ab, und Eure Schwäche, des Alters Zugabe, stützet auf mich. Lasset mich sorgen, Vater. Euer ängstliches Sorgen möchte mich betrüben; denn seht, Eure stille Wehmut setzt kein großes Vertrauen auf den Himmel voraus, und sie theilt sich auch uns mit. Wir sind Christen; darum erhebt Euch mit der ruhigen Fassung eines Weisen. Wir verhungern nicht, und auch darben, das Nöthigste entbehren sollt ihr nicht. Nächstens gebe ich euch wieder meinen ganzen Sold, ist nur erst der Monat zu Ende.“ Thränen sprangen dem Meister in's Auge, und der Sohn schloß mit den kräftigen Armen den Vater an's Herz und sprach: „Wir wollen einander nicht verlieren.“

Girolamo drückte dem Sohne die Hand, ihm stumm und heiß bewegt dankend für diesen Trost, und wandte sein Gesicht ab, aus Scham vor dem eigenen Sohne, daß er Unterstützung sollte vom Kind annehmen; denn auch der Arme hat Ehrgefühl. „Vater,“ sprach der herrliche Sohn, der Brave, Eltern Ehrende: „Vater, es macht Euch nicht Unehre, alt und schwach geworden, vom Verdienste

Eures Kindes zu leben, das Euch damit nur die geringste Schuld seines Dankes tilgt. Was steht Ihr an? Warum Euch schämen, im redlichen Sohne den starken Stab zu finden, der Euch stützt? Nehmt meinen ganzen Sold, wenigstens für diese Tage, ich bitte Euch kindlich. Dies Bild wird bald vollendet sein, und die Gemeine wird wohl auch das Ihrige am Meister thun. Seht, dann seid Ihr wieder auf lange Zeit geborgen. Meine Schwester, die ehrbar Gute, das liebe schuldlose, vor jeder Verführung bisher geschützte Mädchen, ehrt durch Herz und Handlung die guten Eltern wie der Bruder. Warum also in Euerm zartempfindsamen Künstlergemüte der Trauer einen Platz geben, den die Freude einnehmen sollte? Auch wir, Vater, wollen morgen ein frohes Fest, wenn auch still, doch friedlich begehen. Lasset ruhig nur Den walten, der allüberall seinen Tisch deckt in der ganzen Schöpfung.« Girolamo wischte eine Thräne ab, drückte den guten Sohn an die Brust, und sein Blick voll Trost und Beruhigung ruhte tief und rein im Blicke des edeln jungen Römers, dessen Vater zu sein er sich nie so stolz fühlte, als jetzt.

»Seht, es wird Abend, Vater,« sprach darauf der Hochherzige; »die strenge Dienstpflicht ruft mich von Euch, und ich muß zu meinem Regimente eilen. Geht Ihr zur Mutter hinein und tröstet die geduldig Leidende. Es wird mit der Mutter wohl bald zu Ende gehen. Ich selbst habe wenig Hoffnung mehr auf ihre Besserung, und der Arzt, der leider! noch Unbezahlte, macht eine bedenkliche Miene. Nun, wie Der droben will!«

»Bleibe noch, mein Julius!« entgegnete Girolamo, als er sich wieder gefaßter fühlte; »bleibe noch; denn ich möchte dir gerade jetzt mein volles Herz ganz ergießen. Mir gegenüber bist du Mann vor Mann geworden, und ich hoffe, du wirst mein Sohn auch und Mann sein, wenn es gilt. Sieh, Julius, alle Welt freut sich auf das morgige Fest;

ich freue mich nicht darauf. An meiner Schwelle wendet die Freude um, und läßt die Trauer eingehen. Womit ich das verschuldet habe, weiß ich nicht. Schon sind drei volle Jahre umgelaufen, seit deine Mutter den Kelch der Leiden tropfenweis im Bette trinkt. Ist er denn noch nicht geleert? und soll sie ihn ganz leeren bis auf die bitterste Hefe? Um welche Sünden leidet sie das? Der Arzt, die Apotheke sind nicht bezahlt. Ihre Foderungen werden ungestümm. Und womit sie befriedigen, Julius? So oft der Arzt, der Jude von Livorno, durch diese Thür eingeht, muß ich zusammenbeben, wie ein Verbrecher vor dem Hochgerichte. Wie dies ewige Bangen auf mein aufgeregtes Gemüt wirkt, brauche ich dir nicht erst zu sagen, und daß ich, müde auf's Lager gesunken, schlaflos manche Nacht durchwache, wird dir natürlich scheinen. Drei eheliche Kinder hatte ich, dich, deine Schwestern Clementine und Laurette. Es wäre wohl damit schon genug gewesen, die Sorge für euch an mein Herz gebunden zu haben. Da wurde mir, dem armen Bildhauer Girolamo, in einer Weihnacht — nie werde ich jene Nacht vergessen — der Findling vor die Thür gelegt. Bald sind es nun sechs Jahre her, daß dieses geschehen. Das Kind, das unbekannte, schon halberfrorne Würmlein, mochte damal drei Wochen alt gewesen sein. Es war eine kalte, sternenhelle Nacht. Das Gewimmer des kleinen Findlings zog mich hinaus, und ich suchte nicht lange, so lag der Kleine in einer Schachtel vor mir. Ich hob das Kind auf und erbarmte mich seines Lebens mit deiner Mutter. Du warst damal gerade auf der Hochschule zu Bologna. In's Zimmer zurückgekommen, setzte ich die Schachtel mit dem geheimnißvollen Inhalte auf den Tisch; deine Mutter und Clementine — Laurette war damal kaum geboren — drängten sich mit erbarmender Neugier um die seltsame Weihnachtbescheerung. Und sieh! da fand ich in der Schachtel einen Zettel nebst einer Rolle Dukaten für den Finder und

Erzieher des Knaben. Nach dem Zettel sollten wir jährlich eine gleiche Summe durch unbekannte Hand zu Weihnacht erhalten, bis der Knabe sechs Jahre alt wäre. Seit zwei Jahren, wie du weißt, blieb das Geld aus, und der Findling, getauft und Eduard genannt, zehrt mit uns und hungert mit uns. Woran es liegt, daß kein Geld mehr kommt; ob es darauf abgesehen ist, unsere Geduld zu prüfen, oder ob die Eltern des Knaben unglücklich geworden sind wie wir — dem Allwissenden ist das bekannt. Weißt du noch nichts Näheres über den Knaben? Durchbricht denn noch kein Stral der Ahnung die tiefe, schweigende Nacht dieses Geheimnisses?« Julius antwortete verneinend. »Ueberlasset,« schloß er, »auch diese Sache dem Lenker unserer Schicksale. Ueberdies soll es sich ja nächstens, und wir wollen hoffen, freudig überraschend für uns entschleiern. Vielleicht ist der Knabe unser Glück; von gemeinen Eltern kann er nicht abstammen, und es muß da jedenfalls ein ganz eigenes Verhältniß obwalten. Geht doch zur Mutter hinein!«

Girolamo drehte und wandte sich lange, und es war zu sichtbar, daß er noch Etwas auf dem Herzen hatte. Er wollte es ganz ausschütten, seufzte tiefer auf und sprach dann mit gedämpftem Tone: »Was mir eigentlich so recht schlaflose Nächte macht und mir den heitersten Tag wie mit schwarzen Gewitterwolken trübt, das weißt du noch nicht. Darf ich's dir nennen, mein Julius?« Ungeduldig nickte der Sohn.

»Der Juwelier Sebald« — wollte Girolamo beginnen, aber seine Stimme stockte und er rang die Hände. »Der Juwelier Sebald!« hallte es schrecklich in Julius nach. »Himmel! mein Vater!« versetzte er dann in furchtbarer Ahnung dessen, was ihm der Vater bekennen wird; »Ihr werdet doch nicht — mein Gott! wenn Ihr so unglücklich wäret —? Vater, wenn Ihr in die Hände dieses herzlosen, dieses mehr als jüdischen Wucherers gefallen wäret —?

Wenn Ihr heimlich hinter mir Hilfe in höchster Noth von diesem harten Seelenpeiniger genommen, und ihn durch eine Schuldverschreibung an Eure Brust wie einen gefräßigen Geier gebunden hättet —? Hangt dieser Blutsauger an meines Vaters Leben? Was habt Ihr mit Sebald? Zögert nicht, meine Stunde hat geschlagen; sagt es heraus. Euer Zaudern, Euer ängstliches Schweigen foltert meine Seele.«

Lange wollte Girolamo das Geheimniß, um das nur Gott, er und der Juwelier wußten, noch in seiner tiefsten Brust begraben lassen; allein es arbeitete jetzt zu gewaltsam nach Offenbarung herauf. Julius drang auf Enthüllung, und so erklärte der Meister endlich zu seines Sohnes Entsetzen: „Es ist nun etwas über zwei Jahre, daß ich, während du krank in Civita vecchia lagst, in sehr großer Geldverlegenheit eines Abends in des Juweliers Haus ging. Mit hörbarem Herzklopfen trat ich vor ihn, den unbeweibt und kinderlos reichen, aber schlecht wie der Geiz gekleideten Mann. Er schien mich sogleich durch = und durchzuschauen und mein Anliegen errathen zu haben. Seine Miene wurde finster und kalt wie dies Marmorgestein, und auch eben so hart. Da sank mir der Mut, und schon wollte ich ohne Hilfe wieder umkehren. Es war mir in jenem Augenblicke, als zöge mich unsichtbar mein guter Engel zurück. Ich dachte der Hilflosigkeit deiner kranken Mutter und des Hungers meiner Kinder daheim; an mich selber dachte ich damal nicht.«

„Mein Herz — es blutete so heiß, so bang! — nahm ich jetzt in die Hand, und bat den Mann um das augenblickliche Darleihen der Summe von fünfzig Goldstücken.«

„Fünfzig Goldstücke von mir?« entgegnete er, bitter lachend, und maß mich dabei verächtlich vom Wirbel bis zur Sohle, so, als sei dein Vater, Julius, dieser Summe nicht werth. Das schnitt mir durch die blutende Seele tief, sehr tief. Sebald trat an's Fenster vor und sah, unbekümmern

mert um deinen Vater, auf die Straße hinab, offenbar, um mir dadurch zu verstehen zu geben, daß ich mich entfernen solle. Ich ging jedoch nicht, denn mir saß das Messer an der Kehle. Guter Herr Sebald — bat ich — fünfzig Dukaten! Ich bitte Euch darum im Namen meiner kranken Frau und meiner hungernden Kinder. Ihr könnt es, helft mir! Euer Lohn wird groß im Himmel sein. In Jahresfrist habt Ihr das Geld wieder; ich verpfände Euch meine Ehrlichkeit. Helft, o helft mir!«

»Eure Ehrlichkeit?« lachte Sebald auf; »was habe ich von Eurer Ehrlichkeit? Ich will etwas Gewisses. Aber was habt Ihr denn? Euer elendes Häuschen, das der nächste Sturm mitnimmt, und Eure Heiligenbilder? Ihr seid wohl ein Verschwender, und haltet nicht Haus und bringet Weib und Kinder an den kahlen Bettelstab.«

»Julius, so sprach der Mann. Frage nicht, wie deinem Vater zu Mute war. Alles in und an mir zitterte und ich mußte mich auf einen Sitz niederlassen, um nicht zusammenzubrechen. Aengstlich mißtrauisch und geizig, wie Sebald ist, drehte und wandt' er sich hin und her, bis er endlich zu einem, wie es scheinen wollte, bessern, christlichen Entschlusse der Menschenliebe kam. In der Ecke stand eine mit eisernen Banden an die Bodendiele befestigte Kiste. Zu dieser wankte er hin, stand, seufzte, bückte sich, öffnete langsam und nahm eine Rolle Goldes bedächtig heraus. Ich sah, wie er ordentlich das Gold in der Hand wägte, wie es ihm Stück um Stück vom harten Herzen ging, und wie er mich seitwärts wieder mit einem scheelsehenden Blicke des eiskalten Mißtrauens betrachtete. Ich sage Wahrheit, mein Sohn: mehrmal legte der verwittwete, kinderlos reiche Mann die Goldrolle wieder an ihren frühern Platz in die Kiste, und ich hörte deutlich die Worte: Nein, ich kann mich von diesem schönen Golde, von diesen funkelneu geprägten Dukaten nicht trennen; nie sähe ich sie wieder. — Da fiel ich

ihm — verzeih' es deinem Vater — vor die Füße und bat laut um augenblickliche Rettung aus höchster Noth. Ich glaube, Sohn, dein Vater hat geweint.«

„Gut, Bildhauer!« entgegnete Sebald; „ich will dir helfen, doch nur unter der Bedingung: daß Ihr mir zuvor Euer ganzes Haus und was darin ist, Euer und Eurer Kinder Vermögen verschrieben habt. Wollt Ihr das?« —

„Ich konnte nicht Ja, nicht Nein sagen. Er brachte Papier und Schreibzeug und hieß mich schreiben, was er mir in die Feder vorsagen werde. Vor meinen Augen gaukelten in wildem Tanze die Gegenstände um mich, und meine Sinne waren nahe daran zu schwinden, als es dazu kam, unter das schreckliche Instrument deines Vaters Namen zu setzen. Es war mir nicht anders zu Mut, als sollte ich jetzt der Hölle und ihrer finstern Macht meine Seele verschreiben.«

„Das Gold lag vor mir blank und blendend, und der Gedanke: vor Jahresfrist kannst du es ihm leicht wiedergeben, siegte über die Schauer meines Innern. Schon setzte ich die Feder an; da glaubte ich die Stimme vom Himmel zu hören: Girolamo, unterschreibe nicht! Aber sieh! ich dachte an die Mutter, an die lieben Kinder daheim, an den armen mithungernden Findling.« —

„Und Ihr habt unterschrieben?« brach Julius aus. Girolamo nickte stumm. — „Die Frist, mein Julius,« schloß er dann, „ist seit gestern verstrichen, und ein Mensch, wie Sebald, zählt, wenn es seinem niedern Vortheile gilt, die Zeit nach Sekunden ab. Ich fürchte nun, und meine Seele durchfliegt ein Schauer, wenn ich es denke: Heute wird er in mein Haus kommen, wird die entsetzende Schuldverschreibung vorzeigen, und weil ich ihn zu befriedigen nicht im Stande bin, das Gericht auffodern, ihm Recht zu schaffen. Gott sei mir gnädig!«

Die Dienstpflicht drängte ungestümmer, Julius mußte fort. „Auch dafür, mein Vater,« tröstete er, „wird geholfen

werden. Laßt nur Gott walten und mich!« Mit diesen Worten eilte er seinem Regimente zu. So beruhigend auch seine Miene dem Vater scheinen mochte, wohl bei dieser Sache war es Julius doch nicht. — Aber verzage nicht, o Mensch! — eine heilige, liebevolle Vorsehung wacht. An diesem Glauben hielt Girolamo fest, und das Dunkel seiner Seele durchglänzte die Hoffnung auf Rettung vor Sebald. Darauf segnete der Meister sein frommes Künstlertagewerk, und machte Feierabend in seiner dunkeln Werkstätte.

Zweites Kapitel.

Der Besuch.

Julius war kaum hinweg, als in des Meisters Werkstätte ein, wie es das Ansehen hatte, sehr reicher Fremdling, ein kunstliebender Reisende trat. Ueberraschend war seine Erscheinung für Girolamo, und freundlich in schlecht gesprochenem Römischen begrüßte er den aufgefundnen Bildhauer, der ihn seinerseits stumm und staunend über die Ehre solchen Besuches betrachtete.

»Ihr seid Meister Girolamo, Signor?« fragte der räthselhafte Unbekannte, und der Meister nahm die Mütze ab und bejahte in Demut. »Nun so bin ich hier recht,« entgegnete der Fremde mit Vertrauen erweckender Miene. »Ihr werdet mir wohl die Freiheit vergeben, Meister Bildhauer; nicht wahr? Ein eigenes Gefühl, für das ich einen Namen zu finden mich vergebens würde bemühen, zog mich eben im Vorübergehen in Eure Werkstätte. Wohl muß Euch das seltsame Erscheinen des Unbekannten, des vielleicht unerbetnen Gastes noch ein dunkles Räthsel sein; die Zeit jedoch wird Euch Aufklärung über gewisse Dinge geben, über denen bisher ein dichter, undurchdringlicher Schleier lag.

Für jetzt nur so viel: Wir stehen einander näher. Dieser Tage reise ich von Rom, doch später sollt Ihr mich hier wieder sehen. Bedürft Ihr eines hilfebereiten Freundes, so werft Euch mir in die Arme. Ihr bedürft dessen nicht, wirklich nicht, Signor?«

Girolamo hatte sein Ehrgefühl und schwieg, wenigstens für jetzt. Was er erst ahnen konnte und durfte, glaubte er noch nicht, und um Enthüllung in den Fremden zu dringen, der mit sichtbar herzlichem Wohlgefallen das sich entwickelnde Kunstgebild betrachtete, war er viel zu bescheiden. Eine ganz eigene Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Unbekannten bemächtigte sich des schweigenden Meisters. Er wagte nicht zu forschen, um, wenn ihn seine Ahnung betröge, den eben aufgehenden Stral von Hoffnung nicht vernichtet zu sehen. Nur das Einzige erlaubte sich Girolamo zu fragen: „Excellenz, Ihr seid wohl auch Vater?« Der Fremde schwieg, obschon ihm des Meisters gespannte Erwartung nicht entging.

„Sagt,« sprach er dann, um Girolamo's Gedanken eine andere Wendung zu geben, „arbeitet Ihr schon lange an diesem schönen, der kirchlichen Andacht und Verehrung geweihten Heiligenbilde? Gewiß ist dieses der Fall; denn das Große und Herrliche der Kunst ist nicht das Werk Eines Tages. O lieber Mann! Ihr seid so würdig eines freundlichern Looses, — und seid, wie es scheint, vom Glücke sehr karg begünstigt. Die kalte, undankbaree Mitwelt läßt Euch hungern, die Nachwelt erbaut Euch Monumente. Ihr seid gedrückt, guter Meister. Wo fehlt's?«

Girolamo seufzte, und antwortete mit falscher, hier so übel angewandter Scham: es fehle ihm an Nichts, und sei nur erst dies Bild für die Landkirche fertig, so lebe er, wenigstens auf einige Zeit, ganz glücklich mit seiner Familie.

„Ihr habt Familie, Meister,« fuhr Jener fort; „Eure Frau, ich weiß es, ist schon jahrelang' an das Krankenbett gefesselt. Arzt und Apotheke verschlingen täglich Euer bißchen

Kunsterwerb, — und doch fehlt es Euch an Nichts. Redet wahr mit mir, Girolamo. Euer Sohn, der ältere Sohn, ein edelgesinnter, seines Vaters werther Jüngling, weiht Offiziersdienste dem Pabste. Er wird Euch nicht verlassen. — Euer jüngerer Sohn — der Knabe — wird nun bald sechs Jahre alt sein. — — Liebt ihr den Knaben?« „O Herr! wie mein eigen Kind lieb' ich den schönen, sanften Knaben,« antwortete der Meister, — „und er ist auch mein Kind geworden; denn genährt und gepflegt von mir mit treuester Vatersorge, ist er vom Säuglinge unter meinen Augen zum hübschen Buben aufgewachsen, der liebe Eduard.«

„So? Wäre also der Knabe nicht Euer eigen Kind?« fragte der Unbekannte, scheinbar etwas gleichgiltig, und doch neugieriger forschend, und Girolamo erwiederte: „Damit, Excellenz, hat es ein eigenes Bewandtniß. Vor fünf und einem halben Jahre kam der Knabe Eduard als ein Findling, als das Kind christlicher Barmherzigkeit, in mein Haus. Woher er stammt, wer und wo sie sind, die ihm das Leben gegeben, um ihn lieblos oder, was wahrscheinlicher ist, vom Schicksale gedrängt, vor meine Thür aussetzen zu lassen, das weiß Gott, ich nicht. O Herr! wenn Ihr, Ihr heute gekommen wäret, uns armen Leuten Licht über das Geheimniß zu geben —? Wenn Ihr den Vater, die Mutter des Findlings kenntet —?«

Wieder suchte der Unbekannte schnell die Gedanken des Meisters abzulenken, zog eine goldgefüllte Börse heraus, und bot dieselbe Girolamo mit den Worten an: „Ihr bedürfet, nehmt hin! — Wie Ihr zögert! Geht mir doch mit einem übertriebenen Ehrgefühl, das lieber darbt, als es die Gabe eines Freundes hier annimmt, wo uns kein Auge sieht, als jenes hinter den Wolken.« Girolamo kämpfte in seinem Innern, und lehnte schweigend und im Vertrauen auf Gott und Julius die Börse ab.

„Starrsinniger Römer!« versetzte etwas ärgerlich der

Fremde, „ist Eure Noth nicht größer, als Euer Stolz, so will ich Euch eine freundlich gebotene Hilfe nicht aufdringen. Ihr seid Künstler; Etwas von Schwärmerei habt ihr alle, und Ihr möchtet Euch doch verrechnet haben, wenn die Noth unaufhaltsam wie ein Lauffeuer hereinbricht. Genug davon! In Rom, Signor, könnt Ihr nicht unbekannt sein. Vielleicht habt Ihr schon gehört von einem gewissen Lord Bloomfield, der sich vor einigen Jahren eine geraume Zeit in Rom aufhielt und hie und da einiges Aufsehen machte. Ich bin — des Lords — Busenfreund.“

Indem er dieses sprach, stach ihn eine Bremse, die surrend erst durch das Dämmerdunkel der Werkstatt schwirrte; er fuhr mit der Hand nach ihr, — und von seinem Finger flog ein prächtig stralender, mit großen Diamanten reich besetzter Ring, der dem Meister schon lange in's Auge gefunkelt. Er hob ihn auf und steckte ihn an den Finger mit der Bemerkung: er wolle lieber fünfhundert Dukaten verlieren, als diesen ihm viel zu weiten Ring.

In diesem Augenblicke sang im Zimmer Clementine die kranke Mutter mit einem christlichen Trostlied in Schlummer und Ruhe. Eine schwere Thräne quoll leuchtend im Schimmer des letzten Abendrothes in's Auge des Meisters; der Unbekannte horchte gerührt dem Liede der Guten zu, und sprach dann einige Worte von Girolamo's schöner, liebenswürdigen Tochter, die er näher zu kennen schon lange gewünscht habe.

Es bedurfte nur dieser leisen Anregung, um sogleich in Girolamo's Seele den Argwohn zu wecken, als sei der böse Geist der Verführung sichtbar in Gestalt dieses Menschen in seine Werkstätte vor ihn getreten, um ihn mit dem Goldnetze der Versuchung listig in die Falle zu locken, und das unschuldige Herz seines lieben Kindes zu bethören. Noch ein Mal bot, und dringender, der Unbekannte die goldstrotzende Börse an; doch entschiedener noch, als vorher, wies Giro-

lamo jetzt das Gold von sich und sprach: „Herr, versuchet mich nicht! Der Engel der Finsterniß blinzelt mich aus diesem Gold an. Werft es in die Tiber oder auf die Gassen Roms; — mich verlangt nicht darnach, — und, Herr, mein Kind ist mein.“

Der Unbekannte sah den Meister mit großen Augen an; denn dieser hatte ihn schrecklich mißverstanden, und das Lächeln des Bedauerns nahm der gute Argwöhnische für Hohn. „Nun, Vater,“ begehrte der Räthselhafte, „so lasset mich wenigstens im Vertrauen und in Eurer Nähe Eure schöne Tochter sprechen. Vielleicht nimmt sie bereitwilliger, was Ihr zu verschmähen die ungeeignete Vorsicht habt.“ Sein Begehren jedoch schlug ihm der Bildhauer rund ab, indem er sprach: „Mir fängt an unwohl in Eurer Nähe zu werden, und ich kann nicht glauben, daß Ihr in reiner Absicht den Vater besuchtet. Mein Kind seht Ihr nicht. Gehabt Euch wohl, Herr, auf immer! Der Ausgang steht Euch unverwehrt offen.“ Dabei wollte er sich schnell entfernen. Lord Bloomfield — denn dieser war er selbst — empfahl sich mit: „Guten Abend, Meister!“ Schon hatte er den Fuß auf die Schwelle des Ausganges gesetzt.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Wohnzimmers, und Hand in Hand, wie zwei Engel, sprangen Eduard und Laurette, die Kinder, in die Werkstätte heraus. Beide Kinder waren gleichgroß; Beide hatten etwas weniger, als sechs Jahre. Aehnlich einander in Gesichtsbildung und Temperamente waren sie nicht. Laurettens tiefdunkles Haar und bräunlichte Farbe des Gesichtes, so wie dessen schärfer gezeichnete Züge stachen nur zu sehr gegen Eduards blondes Haar, blasse Gesichtsfarbe und sanfte, fast leidende Züge ab. Ohne den Fremden zu sehen sprangen die Kinder dem Meister zu, und Girolamo hob sie auf und herzte sie, eines nach dem andern, den Knaben zuletzt.

„Komm, lieber Vater, komm!“ sprach Laurette im rüh-

rendsten Tone der Kindlichkeit; „komm, mache du heute früher Feierabend. Die Mutter, die eben eingeschlafen, hat dich mit Schmerz erwartet. Komm hinein! — Aber wer ist denn dieser fremde Mann?“ fragte sie, da sie den Lord erblickte, dessen Auge in unaussprechlicher Liebe mehr auf dem Knaben, als auf ihr, ruhte. Eduard selber drängte sich jetzt näher an Girolamo und wandte, wie ängstlich bewegt, kein Auge von dem Engländer.

„Zwei engelschöne Kinder, Meister!“ sprach Bloomfield, trat etwas näher, als zöge ihn ein süßes Band des Blutes zu dem Knaben, und dachte: „Es ist möglich, daß ich mich nicht irre. So alt wäre jetzt der Knabe; dies Kind sieht viel seiner Mutter, der Treulosen, ähnlich. Indessen hat sie vielleicht der Schmerz ihrer Reue aufgezehrt und der Gram die Büßende getödtet; der Vater jedoch ist seinem Kinde nicht fern.“

„Signor,“ begann er dann wieder, „ich sehe, diese zwei kleinen, unschuldigen Geschöpfe lieben Euch sehr, und es bedarf nur eines oberflächlichen Blickes, um zu sehen, daß dieser sanfte Knabe der ächte Bruder des Mädchens nicht ist. Könntet Ihr Euch wohl von dem Knaben trennen?“

„Wenn sein Vater kommt oder seine Mutter erscheint, und ihr Kind an ihr Herz von dem meinigen zieht, Mylord.“

„Und wenn ich selbst,“ entgegnete Bloomfield, „wenn ich selbst — dies Kind dem suchenden Vater, der betrübten Mutter zuführte —? Gebt mir den Knaben mit!“

„Mir ihn zu entführen in Euer stolzes England,“ fragte Girolomo, „um ihn etwa zu Euerm Jokey, Euerm Lohndiener oder zu sonst Etwas zu machen? Mit Nichten, Mylord; — denn daß Ihr Engländer seid, verräth Eure zerquetschende Sprache. — Eure schönen Reden verführen mich ebenso wenig, als Euer Gold, dies Pfand meines künftigen Glückes aus der Hand zu geben, bevor Vater oder Mutter kommt.“

Bloomfield prüfte den armen Künstler noch mehr.

„Ihr seid arm," sagte er, „ich bin unendlich reich. Tausend Pfund Sterling für den schönen Knaben sogleich, wenn Ihr mir ihn anvertrauen wollt. Ich habe keine Kinder und möchte Vaterstelle an einem so lieben, von wahrscheinlich sehr unglücklichen Eltern verstoßnen Wesen sein. Ihr besinnt Euch noch lange? Zehntausend Pfund! — und Ihr zaudert noch? — Nun so muß ich Gewalt gebrauchen, starrsinniger Römer. Der Knabe ist mein! zu mir, Eduard!" Kaum hatte der zitternde Knabe diese Worte gehört, so riß er sich von Girolamo los, sprang mit einem Angstschrei in das Wohnzimmer und drückte fest hinter sich die Thür zu.

Auf dies seltsame Benehmen blickte den Lord Girolamo noch mißtrauischer an, und eben wollte er mit heißem Unmute denselben als Friedensstörer aus der Werkstätte hinausweisen, als in dieselbe — war es Spiel des Zufalls oder ein Werk der Vorsehung? eine junge dichtverschleierte Dame edeln Anstandes trat. Gleichgiltig betrachtete Lord Bloomfield diese Erscheinung; sie erblickte ihn, und was da unter dem Schleier vorging, gewahrten weder der Lord noch Girolamo.

„Edle Donna," sprach der Letztere, Lauretten an der Hand, die vorsichtig Verschleierte an, „wie kommt diese Ehre Eures Besuches mir? Ihr habt Euch wohl verirrt. Zu wem wollt Ihr?"

„Ihr seid doch Girolamo, der Bildhauer?" fragte mit leiser Stimme die Dame; der Meister bejahte. „Nun," fuhr Jene fort, „so bin ich hier ganz recht. Gehen wir etwas beiseite. So, mein Herr! — Ihr habt eine Tochter, die mit feinen weiblichen Arbeiten, mit Putzwerk, umzugehen weiß. Nun wohl; hier unter'm Mantel trage ich ein Päckchen Weißzeug. Die Angabe, wie ich es gearbeitet wünsche, möchte ich bei Eurer Tochter selbst machen. Ihr seid der Vater, führt mich zu ihr."

Bloomfield stand da, als erwachte er eben aus einem

Traume, und ein lichter Ahnungsstral, dies könnte sie sein, durchzuckte seine Seele. Die Umrisse der Gestalt und der einschmeichelnde Ton dieser Stimme der Dame schienen ihn wieder auf die Spur eines Wesens leiten zu wollen, das einst sein vollstes Vertrauen, sein ganzes Herz besessen — und es getäuscht. Er glaubte Cäcilie, die längst von ihm Geschiedene, wieder vor sich zu sehen. Sie zu hassen immer und unversöhnlich wähnte er alle Ursache zu haben, und in Besorgniß, hier eine für ihn höchst unangenehme Entdeckung zu machen, empfahl er sich und verschwand aus der Werkstätte schneller, als es vielleicht der Dame lieb war. Ein eigenes, süßwehmütiges Gefühl hob und bewegte auch ihre Brust.

„Bloomfield? Ist dieser Treuvergessene wieder in Rom? Hat er die Unschuld der Verstoßnen endlich erkannt, und ist sein Gewissen erwacht?“ — So dachte sie und folgte Girolamo in's Zimmer, ohne jedoch den Schleier zu lüften.

Ueber diese Erscheinung im Zimmer der Dürftigkeit betroffen und ehrerbietig trat Clementine der Dame entgegen, die durch den Schleier den sanften Blick des Mitleides leuchten ließ. Dort, in der Ecke des nicht sehr geräumigen Zimmers, lag die fromm duldende Mutter der Familie, Cornelia, und hoffte auf dem Lager der Schmerzen Erlösung aus ihren Leiden von der Hand des Arztes oder des Todes. Auf ihr blasses Gesicht war Geduld und stille Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters geprägt. Neben dem Bette der Mutter stand jetzt Clementine, die Tochter, geschmückt mit Schönheit der Seele und des Körpers, im offenen, unverfälschten Blicke Unschuld und Herzensgüte, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, das, für Vater und Mutter zu arbeiten, nie müde ward.

Cäcilie hatte genug gesehen. Sie gab nun Girolamo's Tochter die Arbeit aus dem Mantel und ersuchte das frohe Mädchen, ihr dieselbe bald und selbst zu bringen. Sie ver-

gaß nicht, ihre Wohnung in der Nähe der Engelsburg genau zu bezeichnen. Dann nahm sie den kleinen Eduard, der sich, er wußte selbst nicht warum, zu der Dame hingezogen fühlte, herzte und küßte ihn heftig, und unterdrückte noch ihre Thränen vor den Anwesenden. Ihr Herz voll geheimer, unverdienten Leiden brach.

Girolamo und seine Frau konnten sich natürlich diese heftige Liebesäußerung der Dame zu dem Knaben nicht erklären; doch war es sehr natürlich, daß sie ahnten, der Knabe müsse ihr Herz näher angehen. Sie sahen, schwiegen und erwarteten; — Eudard hatte bald sechs Jahre.

Auch Cäcilie, wie Bloomfield, suchte einer zu übereilten Entschleierung des Geheimnisses vorzubeugen, indem sie sprach: „Ihr wisset freilich nicht, ihr lieben, guten Menschen, was jetzt mein Herz in seiner tiefsten Tiefe so mächtig bewegt; ich darf es euch sagen. Auch ich hatte einmal ein Kind, auch ich war Mutter. Mein früh verlornes Kind — es wird im Himmel unter Engeln ein Engel sein — wäre nun so alt wie dieser gute, sanfte, schöne Knabe; allein es ist gut aufgehoben — bei Gott in der schönern Welt, wo ich es bald, bald wieder finden werde. Der Vater, der Grausame, hat die junge, arme Mutter des Kindes verlassen. Ich kenne sie, diese Mutter.“

Cäcilie fühlte zu lebhaft auf diese Worte, daß jetzt ihre lange zurückgedrängten Thränen unter dem Schleier mit Macht hervorstürzen würden; sie mußte sich schnell entfernen. Zuvor jedoch drückte sie dem geliebten Knaben Eduard ein kleines Geldgeschenk in die Hand, herzte und küßte denselben noch ein Mal und war, als die Ueberraschten wieder auffahen, schon aus dem Zimmer verschwunden, einer wohlthätigen Fee gleich, welche kommt, man weiß nicht woher, und verschwindet, man weiß nicht wohin. Räthselhaft für Girolamo's Familie, wie für Bloomfield, war auch ihr Kommen und Gehen. Wohl fragten sie einander: „Wer

mag wohl diese Dame sein? Was zieht sie so zu dem Knaben? Sollte sie die Mutter sein? — und doch nimmt sie ihn nicht mit?« Ihre Fragen blieben unbeantwortet bis auf spätere Tage.

Schon lange war die Dämmerung eingetreten, schon dunkelte die Nacht in's unbeleuchtete Zimmer herein und zündete ihre millionen glühenden Kerzen hoch oben am Himmel an. Da begann Girolamo's Brust sich freier zu heben; denn er hoffte nun, er werde, wenigstens für heute noch, von seinem grausamen Blutsauger, dem Wucherer Sebald, im Kreise seiner Familie gesichert sein. Eine brennende Kerze zu holen, erhob sich Clementine am Bette der Mutter. Da pochte Jemand außen an der Thür. —

Drittes Kapitel.

Der Juwelier.

Die Mutter vernahm das Pochen und sprach zum Vater: „Geh doch hinaus, Girolamo, und sieh, wer so späte noch unsere Ruhe zu stören kommt. Es wird Julius sein; sei du ruhig, Vater!«

„Mutter, dein Sohn ist das nicht,« erwiederte der Meister, dem der Schrecken durch alle Nerven flog. „Herr Jesus!« seufzte er leis und brach beinahe zusammen; „auch der Engländer ist's nicht. Wehe mir! der Mann ohne Herz kommt dennoch zu mir. Auf zwei Jahre hatte ich's, zwei Jahre sind verstrichen; — und der Schuldschein!«

Girolamo's höchst unruhiges Benehmen wirkte auch auf Frau und Kinder. Mutter und Tochter zitterten und die Kinder wollten sich verbergen; er selbst war so aus aller männlichen Fassung gefallen, als stände jetzt der finstere Engel des ewigen Gerichtes vor seines Hauses Thür, um, in seine

Furchtbarkeit gekleidet, hereinzudringen in den Kreis der Bebenden. Was thun? Gottes Erbarmen, wo Rettung finden vor Sebald? —

Und wieder und stärker und ungestümmer pochte man außen. Schweigend, in ängstlicher Erwartung, horchten Alle auf. Clementine schien jetzt außen die Thür zu öffnen; die rauhe Stimme eines Mannes drang zu ihren Ohren herein. Nun stand er vor der Zimmerthür und klopfte stark an; da rief Girolamo mit fast versagender Stimme: „In Gottes Namen denn herein! Es wird der Gottseibeiuns selber nicht sein!“ — Der war es freilich nicht; aber — der Juwelier Sebald trat ein.

Die matten Umrisse seiner Gestalt waren bei der schwachen hereinfallenden Sternenhelle kaum zu erkennen. Clementine kam mit der Kerze, ihr Schimmer fiel mit greller Beleuchtung in das Gesicht des späten Gastes, und Girolamo brach in den Schmerzenston aus: „Sebald!“ Noch wußten die Seinigen, außer Julius, nicht, was den Vater an den Schrecklichen fesselt; es war die verhängnißvolle Schuldverschreibung.

Sebald warf einige Blicke durch die Stätte der heiligergebenen Dürftigkeit flüchtig hin, sah Girolamo's brennende Verlegenheit, und eine schändliche Schadenfreude schwellte sichtbar sein böses Herz. Auf seiner harten Miene drückte sich sein erbarmungsloses Innere nur zu deutlich aus. —

„Ihr werdet mich doch wohl noch kennen?“ sprach er zu Girolamo; „ich bin Nikodemus Sebald, dem Ihr vor zwei Jahren zu Füßen gefallen, daß er Euch helfe. Hab' ich's nicht gethan? Ich bin ein barmherziger Mann, und ich habe geholfen. — Wie steht's nun?“ fuhr er lächelnd fort, der wohl wußte, daß jedes seiner Worte wie ein Messer durch Girolamo's Herz schneidet; „was krümmt Ihr Euch so vor mir? und was hab' ich denn so Fürchterliches an mir, daß sich Eure Kinder vor mir verstecken, Euer Weib dort so zittert, Eure schöne Tochter so bebt, und Ihr selber so außer Fassung

gerathet? Bin ich doch ein gütiger, mitleidiger Mann, der dem Wurm aus dem Wege geht, daß er ihn nicht zertrete.“

„Sehr gütig seid Ihr, Meister Juwelier,“ antwortete Girolamo mit dem unterdrückten Gefühle des gerechtesten Abscheues; „o! sehr gütig seid Ihr; ich habe das empfunden — als ich vor Euch kniete — und weinte.“ „Ja,“ fiel ihm der Dränger in's Wort, „sehr gütig. Zwei Jahre sind's heute, daß Ihr zu mir kamt in Eurer bis zur Erde niederbeugenden Noth, und mir die fünfzig schönen, funkelneuen Goldstücke davontrugt. Ich erbarmte mich Eurer in christlicher Nächstenliebe; nicht wahr? denn es steht geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. — Ich glaube, die Eurigen wissen noch Nichts davon, die Ver —“

„Um des Himmels und seines Gerichtes willen!“ unterbrach ihn Girolamo, „schweigt! Seht hin auf meine kranke Frau, und seid Mensch, seid Christ!“

„Beides bin ich,“ versetzte der Harte. „Und was wär' es denn auch viel um den Fetzen eines unterschriebenen Papiers?“ „Ihr habt die Verschreibung noch?“ fragte Girolamo, dem es immer heißer ward. Sebald griff nach der Tasche, der Vater zog dessen Hand zurück, und seine schmerzliche Miene bat um Schonung, um Aufschub. „Ich habe die Verschreibung,“ lächelte der Juwelier, und der Vater sprach: „Warum habe ich das Blutgeld damal angenommen? Warum es nicht vor Eure Füße geworfen und meine Seele bewahrt?“

Sebald merkte nur zu gut, daß der Arme nun ganz in seiner Gewalt, und mit einem ehrlos triumphirenden Lächeln überflog er wieder das dürftig ausgestattete Wohnzimmer, das Bett der frommen Dulderin, die Schmerzensmiene Girolamo's; zuletzt ruhte sein unerquicklich brennender Blick auf Clementinens jungfräulich blühender schönen Gestalt. Das unschuldige Mädchen wandte das thränenvolle Auge von ihm, und ahnte mit innerm Entsetzen, was dieser Blick sagen wollte. Sebald war Wittwer, und er konnte es sich nicht verhehlen,

daß er auf Clementinens Hand und Herz schon lange im Stillen gehofft. Noch näher trat er dem Vater, dessen Brust die Nähe seines Peinigers zusammenschnürte, wie die eines schadlustigen Unholdes.

„Bildhauer,“ sprach er, „Ihr wisset, warum ich da bin. Hier ist Eure Verschreibung. Gebt mir das Gold zurück zur Stunde; denn eher verlasse ich Euch nicht.“

Girolamo rang nach Worten, doch sein Mund versagte ihm im Bewußtsein der Unmöglichkeit, zu zahlen. Der Quälgeist jedoch setzte ihm noch peinigender zu: er solle da keinen Anstand machen, da er ihn befriedigen könne; denn er (Sebald) wisse, doß Lord Bloomfield am Abend bei Girolamo war und ihm eine Handvoll Gold gegeben. Der Bildhauer erklärte ihm, wie daß er von dem Lord aus guten Gründen Nichts angenommen habe; auch besitze er im Augenblicke in der That nicht einmal so viel, um Sebalden auch nur zum zehnten Theil befriedigen zu können. Der Juwelier stutzte. „Es ist Dem wirklich so,“ betheuerte Jener; „Gott im Himmel weiß es, ich kann nicht einmal die nöthige Arznei für meine dort schmachtende kranke Frau, für die hilflose Mutter dieser lieben Kinder, bezahlen. Es steht auch geschrieben: Bittet für Die, die euch kränken und verfolgen; segnet, und fluchet nicht! An Euch, Sebald, will ich das thun. Und wieder heißt es: Es wird ein Gericht ohne Barmherzigkeit ergehen über Den, der nicht Barmherzigkeit geübt hat. Seid Ihr nun kein scheinheiliger Mann, so nehmet Euch das zu Herzen, und beweiset Euch als Christ. Verschonet mich noch, verlanget kein Wunder von mir.“

Es war aber, als spräche Girolamo diese Worte zu einem Steinbilde; in Sebalds verhärteten Busen drangen sie nicht ein. Vielmehr dachte dieser, jetzt endlich sei die Stunde gekommen, um sich an dem Bildhauer für eine frühere öffentliche Beschimpfung vollauf zu rächen. Sein böses Auge fiel so oft auf Clementinen, daß diese zuletzt es für gut fand, vor

dem Bette der Mutter ihm den Rücken zuzuwenden. Cornelia seufzte zum Himmel auf, und die Kinder drängten sich, furchtsam vor dem rauhen Manne, um die geduldig Leidende.

„Mutter,“ fragte der kleine Eduard zitternd, „Mutter, wird er auch uns ein Leides anthun?“ „Ach! ich fürchte mich sehr vor ihm,“ klagte darauf Laurette. „Wenn er uns ergreift und davon trägt in einen großen Wald oder in eine finstere Höhle —?“ Die Mutter zog die Kleinen zu sich, und Clementine beruhigte sie, die Unschuldigen, indem sie ihre Hände über sie legte wie ihr guter Engel.

„Hm! was ist da zu thun?“ murmelte Sebald verdrüßlich zwischen den Zähnen, und schüttelte ärgerlich den Kopf. „Er schimpfte mich; dafür soll ihm vergolten werden. — Ihr könnt mich also nicht zahlen?“ sprach er dann lauter; „Ihr wollt mir Gutes vergelten mit Bösem? Nun denn, so eile ich noch heute zu Gericht, und bringe meine Klage gegen Euch vor. Morgen ist das Fest; da habt Ihr noch Ruhe und dies Häuschen zum Obdach. Uebermorgen aber bin ich wieder da, und nicht so ganz allein; denn mit mir werden Gerichtsdiener kommen, Euch auszupfänden und Alles, was sie da finden, mitzunehmen. Euer und Eurer Kinder Vermögen ist mein. Wisset Ihr das nicht?“

„Ach! mein Gott!“ sprach der unmenschlich Behandelte, „wohl weiß ich das, mit höllischem Feuer ist es in meine Seele geschrieben.“ Da er vergebens alle Beredsamkeit aufbot, um Sebalds Herz zu bewegen, so stellte er ihm die Kleinen, die bittende Unschuld, vor; umsonst. Die Kinder lagen ihm zu Füßen; auch dies war umsonst. Da fing das empörte Blut Girolamo's an, wie entfesselte Feuerflammen durch seine Adern zu fliegen; seine Pulse schlugen schneller, und gerechter Unmut brannte aus seinem lebhaft und fast drohend zuckenden Blicke. Der Juwelier lachte der Ohnmacht seines ihm verfallenen Feindes. Das entrüstete den Bedrängten noch mehr, und kaum war er noch fähig, sich

so weit zu fassen, um nicht in heftig tadelnden Worten seinem aufwärts arbeitenden Innern Luft zu machen. Sebald stand ruhig und kalt vor ihm.

So wie Clementine die heftige Gemütsstimmung des Vaters sah, stellte sie sich, um Schlimmeres zu verhüten, zwischen den Vater und den Unbarmherzigen. Schon wollte das gute Mädchen die Lippen zum Bitten öffnen; da zog sie Girolamo zur Seite und sprach: „Wirf dich nicht diesem Manne vor die Füße! er ist kein Christ. Ein Wucherjude, ein Heide der Wüste wäre menschlicher, als dieser scheinheilige Schänder des Namens Christ.“

Der Pfeil dieses Vorwurfes traf sein Ziel. Und jetzt, als ob er ihn abgewartet hätte, erwiederte tief gereizt, obschon ruhig scheinend, Girolamo's Blutsauger: „Ihr werdet Euch wohl erinnern, Bildhauer, daß Ihr mich einmal — irre ich nicht, so war es vor einem halben Jahre — öffentlich einen jüdischen Geldwucherer gescholten habt. Ich habe das nicht vergessen, und gedenken will ich es Euch, so lange mir ein Auge offen steht. Der gutherzige Juwelier Nikodemus Sebald ein Jude, ein Wucherer! — Schon damal hatte ich Euch fest, und weil ich mein Gold nicht an Euch verlieren wollte, verbiß ich den Schimpf im Stillen. Ich kein Christ! Seht Ihr mich nicht täglich in der Kirche? und bete ich nicht immer zum Himmel um Segen? — Kein Christ! — Und doch schenke ich Euch aus Barmherzigkeit zwei Tage Zeit, Euch zu retten. Ich bin ein gnädiger Mann.“

Auf dies erwiederte Girolamo mit möglichster Fassung und Ruhe: „Herr Sebald, Ihr seid ein reicher Mann; Eure Kisten sind voll Gold und Silber. Ihr habt weder Frau noch Kinder, und so wisset Ihr nicht, welch' eine drückende Last schlafloser Sorgen auf dem Herzen eines Gatten und Vaters liegt.“ Sebald deutete nach dem Knaben Eduard hin und fragte: wie Girolamo, der fromme Künstler, seiner Frau diesen sogenannten Findling, diesen

unehrlichen Wechselbalg habe unterschieben können; was eheliche Treue mit diesem — Gott wisse, wie er gekommen — zu schaffen habe, und ob sein Gewissen bei dem Anblicke dieses Knaben ruhig, ganz ruhig sein könne. Diese böslich verleumdende Aeußerung bohrte recht wie ein Dolch in des Meisters Seele, und machte ihn noch erhitzter; ja, er vergaß sich in seines Blutes Aufwallung so weit, daß er unwillkürlich gegen Sebald mit der zitternden Hand zuckte.

„Raubt mir mein bißchen Habe," sprach er, „Weib und Kinder, alles Andere; meine Ehre aber lasset mir unangetastet! Mein Gewissen ist reiner. Könntet Ihr nur so ruhig vor Gottes Gericht mit dem Eurigen treten! Verlasset mein Haus, sonst muß ich das Hausrecht brauchen." Der Juwelier trat etwas zurück, Clementine schloß die Arme wehrend um den Vater und sprach besänftigend: „Vergesset Euch nicht! Wenn Euch Gott verließe einen Augenblick, und Ihr würdet Euch vergreifen an dem Unbewegbaren, was würde aus Euch? was aus uns? — Denket an uns, und verzeiht Euerm Todfeinde, Vater!"

Noch nicht zufrieden mit jener Kränkung, hielt der Juwelier noch einen Pfeil der Verwundung in Bereitschaft. Wenn ihn der Vater mit Gold zu befriedigen unfähig wäre, so gäbe es, meinte er, dafür ein anderes Mittel. Auf Girolamo's Frage, was dies für ein anderes Mittel wäre, machte ihm Jener den Vorschlag: Clementine, die rüstige Jungfrau, könne sich leicht dazu entschließen, unbeschadet ihrer Ehre, als Dienstmagd in seinem Hause die Schuld des Vaters abzuverdienen. Es bedürfe dazu nicht mehr, als zwei oder drei Jahre ihrer Jugend, und er wolle einen hohen Lohn für ihre Treue und gute Aufführung aussetzen. Der Dienst solle nicht hart, nein, ihr versüßet sein durch seine Güte. Clementine wies den Antrag zurück, gefaßt, wie der Vater, auf Alles, was da komme.

„Das verhüte der ewige Gott," sprach sie, „daß es so

weit mit mir kommen sollte! Dienen schändet nicht, so wenig als Armut; Euch aber zu dienen bin ich doch zu gut. Ich bleibe bei meinen Eltern, und diese werde ich, so Gott will, ehrlich und redlich ferner nähren, Herr Sebald. Damit habt Ihr Bescheid."

„Die Noth macht geschmeidig, Jungfrau," versetzte der Juwelier; „und wer weiß, was noch geschieht. Ihr werfet meine Güte zu weit hinweg; aber seht Euch vor, junger Unverstand! seht Euch wohl vor! Ihr werdet noch froh sein, wenn Ihr ein Unterkommen findet bei Nikodemus Sebald. Denket daran! Euch aber, Meister Bildhauer, noch dies: Ist das Fest herum — mein Gold! wenn nicht, so treibe ich Euch nackt und am Bettelstabe mit Weib und Kindern aus der Wohnung. Damit gute Nacht! Seht Euch vor!" — Er ging.

Sobald der Unhold aus dem Zimmer war, lebten die Kinder wieder auf, und schöpfte Girolamo Athem mit freierer Brust. Es war ihm nicht anders, als hätte er eben einen heißen Kampf gekämpft wie die Löwenmutter um ihre Jungen, um seine Familie zu retten aus dem Rachen eines hungernden Wolfes. Er hoffte wieder, — und Gott wird ihn nicht verlassen.

Spät in der Nacht noch kam in's Haus ein alter Jude, BenJakob mit Namen. Er schacherte in Rom, und seine Ehrlichkeit war sehr in Verruf bei Denen, die ihn näher kannten. Noth zerbricht Eisen. Dies Sprichwort galt heute auch in Girolamo's Hause. Noch war der Monat nicht zu Ende, Julius Sold floß noch nicht, und Clementinens kleine Sparkasse war beinahe gänzlich erschöpft. Die Reue, Bloomfields so edelmütig angebotene Unterstützung zurückgewiesen zu haben, setzte nun ihre Zähne an.

„Nichts zu verkaufen bei Euch?" fragte der alte, gebeugte BenJakob, unter der offenen Thür stehend und ohne den schmutzigen Hut zu lüpfen. „Keine Pretiosen, Diamanten? Nichts?"

„Wie, alter BenJakob,“ antwortete schmerzlichlächelnd Clementine, „wie kommen wir und Pretiosen zusammen?“

„Man kann nicht Alles wissen,“ versetzte der Jude. „Vielleicht habt Ihr doch Etwas für den alten, ehrlichen BenJakob im Haus, heute vielleicht doch. Ich zahle Euch gut; gebt mir's mit vor dem Sabbath.“

Clementine war schnell besonnen. „So kommt herein, guter Alter. Wir wollen sehen.“ So sprach sie ermunternd und lief zu einem alten Schranke, nahm ein silbern Kettlein heraus, das ihr der Vater zum Namenstagangebinde gegeben, und trat zu dem Juden. „Ungern,“ sprach sie dann, „ach! sehr ungern trenn' ich mich von diesem lieben Andenken, mein guter Vater. Aber lieber will ich morgen weniger geschmückt im Hause Gottes erscheinen, als daß ich sehen muß, meine Eltern entbehren das Nöthigste, während die Tochter geschmückt einhergeht. Verzeih mir, lieber Vater; es ist gut, herzlichgut gemeint. Mit diesem Nothverkaufe leihe ich Gott auf gute Zinsen; glaube mir. Er führt die Seinigen oft wunderbare Wege; er wird mein gedenken, und sein Engel wird auch dieses Liebeswerk in das große Buch dort oben eintragen; o gewiß! — Nehmt dies Silberkettlein, guter BenJakob; handelt nicht lange, knickert nicht. Gebt mir dafür einen Dukaten. Dies Ketttlein — wäget es prüfend in Eurer Hand — ist schwer, schön und geschmackvoll gearbeitet und des gefoderten Preises wohl werth.“

BenJakob zog eine kleine Wage aus seinem Mantel, wägte das Silbergeschmeid und zuckte die Achseln. „Einen vollen Dukaten, Donnetta?“ versetzte er mit bedenklicher Miene. „Zu viel gefodert; Etwas darunter, die Hälfte. Wollt Ihr, gut; wollt Ihr nicht, gehe ich sogleich, und Ihr mögt das Kettlein behalten und es anlegen auf Euer christliches Fest. Nun?“

„Um etwas weniger behaltet es!“ sprach das Mädchen, und legte dem Juden das verlorne Schmuckwerk in die be-

gierige Hand. Behutsam steckte dieser dasselbe in eine verborgene Tasche seines weiten Mantels; dann legte er das hastig gezählte Geld auf den Tisch, und ging rascher aus dem Zimmer, als er gekommen war. Kaum aber war der Jude verschwunden, als Clementine bemerkte, daß an dem Geld noch Etwas fehle, und daß unter dem hinterlegten auch einiges falsche unterschoben war. Sogleich eilte sie vor die Thür hinaus, um den betrügerischen Enteilten noch einzuholen; BenJakob jedoch hatte sich schon fern in die Dunkelheit der Nacht verloren.

„Unredlicher Alter!“ dachte sie; „möge dir das keine bösen Früchte bringen!“ — Sie mußte so manchen bittern Tropfen verschlucken, so Vieles verschmerzen und vergessen, und so erhob sie sich auch über diesen Betrug ihres arglosen Vertrauens. So war nun für das morgige Fest gesorgt, und der ewige Vergelter wird diesen Sieg kindlicher Liebe krönen, wenn auch erst spät.

Es war nächst Mitternacht, als der Engel der Ruhe Allen, auch Girolamo und der Mutter, die Augen schloß.

Viertes Kapitel.

Der Brillantring.

Schon um das früheste Morgengrauen, ehe noch eine Betglocke über Rom erscholl, erhob sich Clementine in ihrem Schlafkämmerlein aus einem ihrer lieblichsten Träume. BenJakobs Worte: Pretiosen, Diamanten, mußten im Schlummer um ihre Seele Bilder gezaubert haben, mit denen sich diese sonst nie beschäftigte. Denn fremd war ihr eitles Trachten, und in Demut diente sie Gott. Es kam ihr im Traume vor, eine glänzende und blendende Saat von lauter Brillanten läge um sie gestreut. Sie dünkte sich im Traume reicher, als eine Fürstin.

„Ach lieber Gott! es war ja doch nur ein Traum," seufzte sie, als sie erwachte. „Bewahre mich gnädig vor solch' eitelm Sinnen und Gelüsten; es könnte mich nur noch unglücklicher machen." Dann kniete sie nieder vor einem kleinen, vom Vater gearbeiteten Bildnisse der heiligen Jungfrau, das, mit frischen Blumen bekränzt, in der Wandnische stand, und erhob in einem Morgengebete voll seelinnigster Andacht Herz und Gemüt zum Vater der ewigen Liebe. Eben war sie beschäftigt, ihr bißchen festlichen Putz aus dem Schranke zu nehmen, als vom hohen St. Petersdome her und von den verschiedenen, vielen Kirchen Roms der feierliche Zusammenklang aller Glocken den Festmorgen der prangenden Hauptstadt der katholischen Welt verkündete. Kindlicher Liebe Sorge zog die fromme Tochter jedoch zuvor an das Bett der duldenden Mutter.

Die Mutter hatte eine ruhige Nacht. Die gute Tochter küßte ihr die Stirne, und zog sie leise an das liebevollste Herz. Dann pflegte und wartete sie der Kranken, reichte ihr Arznei, und für den Vater und die Kleinen besorgte sie das Frühmahl. Es war gesegnet, die Liebe hat es bereitet.

Bald darauf umsprangen Clementinen Laurette und der gefundene Knabe; ein Engel stand sie da unter Engeln. Sie nahm die lieblichen Kinder zu sich und putzte sie auf; denn sie wollten heute mit der Schwester auch in den Dom; auch sie verlangten, die hochfestliche Herrlichkeit dort mitanzusehen und für die Genesung der Mutter zu beten. Clementine zierte die ungeduldigen Kleinen mit ihrem Besten, und als sie nun damit fertig war, ging sie, ohne ihr Kettlein und die Kinder an der Hand, noch ein Mal zum Bette der Mutter, die sie bat, auch sie in ihr Gebet einzuschließen; dann machte sie sich mit den Kindern auf den Weg zum St. Petersdom. Girolamo folgte ihnen aus der Ferne; Julius paradirte mit seinen Soldaten vor dem päbstlichen

Palaste, als die Seinigen vor der Fronte vorübergingen. Er winkte still den Morgengruß.

Schon waren die weiten weihrauchdüftenden und kerzendurchstralten Hallen des ersten Domes der Christenheit mit den Schaaren der Andacht gefüllt, und noch immer drängte in bunten Massen die Volksmenge in die heiligen Räume. Da erschien Girolamo's Tochter mit den Kindern vor dem Portale des prachtvollen Gottestempels. Im Hintergrunde nahm sie Platz.

Vorn, am Hochaltare, stand, umgeben vom Kreise der Kardinäle, im festlichsten Ornate und gekrönt mit der dreifachen Krone des obersten Priesters, der Pabst. Donnernd, daß es brausend an den Gewölben des Domes wiederhallte, wälzte die Orgel ihre triumphirenden Siegestöne durch das majestätische Riesengebäu. Die ersten Häupter des Kirchenstaates füllten den Chor. Der Augenblick des Beginnes der Frohnleichnamsprozession rückte näher. Das Göckchen am Hochaltare klang, und vor dem segnend erhobenen Allerheiligsten in der stralenden Monstranz sank die Menge ehrfurchtschauernd und anbetend auf die Kniee, und empfing den Segen des heiligen Vaters.

Auch Lord Bloomfield fehlte nicht unter der Menge. Ihn erblickte und erkannte sogleich wieder Eduard, als Clementine einmal den Knaben auf den Armen erhob, damit er, der Kleine, nach Vornen sehen könnte. Der Lord stand zur Seite, Clementinen und den Kindern nur um etwa fünf Schritte fern. Jetzt begann die Prozession mit dem Venerabile aus dem Dome; unter dem Thronhimmel, den vier Fürsten trugen, ging der Pabst. Der Strom des drängenden Volkes wogte mächtig nach dem jetzt viel zu engen Hauptportale, und obschon die Wachen päbstlicher Soldaten Ordnung zu halten suchten: so wurde dennoch das pressende Gedränge so groß, daß Mancher beinahe erdrückt, und manche zartnervige Dame ohnmächtig mit fortgerissen wurde.

Hüte, Handschuhe und Betbücher, Schawls, Rosenkränze, Schmuckwerk gingen verloren. Lord Bloomfield selbst wurde, wollte er oder nicht, in diesem argen Gedränge mit fort- und hart in die Nähe Clementinens und der Kinder gerissen. Das Mädchen befand sich in diesem Augenblicke der Noth dicht hinter dem Lord und hatte den Knaben Eduard fest an der Hand, um den theuern Findling nicht zu verlieren.

Eben verschwand der Lord am Portale, glücklich, wie er glaubte, in's Freie gekommen. Da bückte sich der Knabe mit einem Freudenlaut und hob von der Schwelle des Einganges Etwas auf, das in Clementinens erstaunten Blick wie ein kostbarer Brillant blitzte. Schnell nahm sie es aus der Hand des Knaben, und da sie nicht wußte, wer unter den Tausenden das Kleinod verloren, steckte sie diesen stralenden Fund zu sich. Es war des Lords Brillantring, der ihm im Volksgedränge vom Finger gestreift wurde. — Welche Kette von Ereignissen mußte sich an diesen Brillantring schließen! Hätte Clementine in jenem Augenblicke auch nur im Entferntesten geahnt, welche Schicksale sich an den Ring knüpfen sollten, sie hätte ihn lieber einem andern Loose überlassen und ihn in die nächste gute Hand gegeben. In der redlichsten Absicht jedoch, den Ring einst dem glücklich entdeckten Verlierer zurückzustellen, bewahrte sie ihn heilig bei sich. Sie dachte an ihren Traum in letzter Nacht — und manche Träume kommen von Gott.

Noch drängte gewaltig das Volk um sie her; Jeder wollte der Erste, Keiner der Letzte sein. Etwas verwirrt in ihren eben erst so frommen Gedanken durch den Fund des Ringes, vergaß Clementine, die Kinder fest an sich geschlossen zu halten. Als sie wieder zu sich selber kam, fühlte sie die Hand des Knaben nicht mehr in der ihrigen. Erschrocken suchte sie ihn, — Eduard war verschwunden. Wohl sah sie einmal flüchtig den Lord in der Ferne, der seitwärts am Eckpfeiler eines Hauses stand; allein der Knabe wollte

nicht zum Vorscheine kommen. So wurde ihr Gemüt, erst so freudevoll, nun mit großer Betrübniß erfüllt.

Girolamo's schöne Tochter ging, unruhig und ängstlich betend in den Reihen der festlichen Prozession, von Altar zu Altar in den Straßen des frohbewegten Roms. Schon war es beinahe Mittag, als diese öffentliche Verehrung der Einsetzung des Liebesmahles des Erlösers zu Ende ging. In den hohen Dom zurück bewegte sich jetzt der lange Zug der höchsten Häupter und des Volkes mit dem Pabste. Clementine jedoch eilte suchend die Straßen und Gassen auf und nieder, fragte die ihr Begegnenden alle nach dem bezeichneten Knaben, ach! und Niemand konnte sie auf die Spur des kleinen Verlornen leiten, Niemand konnte sagen, wohin Eduard gekommen und was aus ihm geworden. Noch hatte sie die kleine elterliche Wohnung nicht erreicht, als sie, wie plötzlich durch ihren guten Engel gemahnt, an der Ecke einer langen Straße umblickte, und von einem ihr völlig unbekannten Menschen sich verfolgt sah. Sie ahnte da keine gute Absicht, und floh noch schneller dahin.

Die feine, geschmackvolle Tracht des Verfolgers verrieth einen jungen Edelmann; ihm folgte das schlechte Werkzeug seiner schlimmen Absichten, sein Diener, Namens Gangolf. Jener Edelmann war Niemand anders, als der junge Graf Isogard aus römischem Geblüte, ein Sklave seiner sinnlichen Leidenschaften, ein ehr- und sittenloser Wüstling, vergiftender Pesthauch für die erfahrungslose Unschuld. Gleich einer zitternden Taube vor dem lüsternen Geier floh Girolamo's Tochter vor dem Menschen, im Busentuche treu bewahrend das hohe Kleinod, im Herzen den höhern Schatz reinster Unschuld. So wie Graf Isogard einsah, daß er die vor ihm Dahinfliehende nicht einholen könne, gab er Gangolf den schändlichen Auftrag, der Jungfrau aus der Ferne zu folgen, um wenigstens für jetzt zu erspähen, wo sie wohne. Gangolf

that, wie in Allem, so auch hier seines Herrn Befehl, und Isogard verschwand.

Als Clementine fast athemlos mit Lauretten das Vaterhaus erreicht hatte und noch ein Mal umblickte, gewahrte sie wirklich des Edelmannes Diener hinter ihr in einer Entfernung von etwa hundert Schritten. Entrüstet über solche Frechheit des Elenden schlug sie die Thür zu; Gangolf wandte um, dem wartenden Herrn in einer bezeichneten Gasse Nachricht zu bringen, und Clementine trat sichtbar trauernd und mit dem Schwesterchen zu dem Vater, der sogleich den Knaben vermißte und unruhig ward.

„Du kommst mir ohne den Knaben heim, mein Kind,“ sprach er mit wachsender Sorge. „Wo hast du mir den Findling gelassen? Ich hoffe nicht. —“

„Ach Vater!“ antwortete sie, eine Thräne im Auge, „es ist wahrlich und wahrhaftig nicht meine Schuld, daß er fehlt; im Gedränge hab' ich ihn verloren. Ich weiß nicht, wurde mir der arme Knabe von der Seite weggestohlen, oder ging er mir sonst auf eine Art verloren. Niemand konnte mir sagen, wohin Eduard gekommen. Wenn er nur nicht um sein Leben gekommen ist. Ich fürchte sehr, und das nicht ohne Grund, er wurde, als wir aus dem Dome gingen, erdrückt. Gottes Engel sei mit ihm, Vater!“ Mit Thränen sprach sie dies, und auch Laurette weinte mit mir.

Es bedurfte auch noch dieser Last, um Girolamo ganz niederzubeugen. Die Zeit rückt heran, dachte er, wo das Geheimniß sich entschleiern soll. Man wird den Knaben wohlerhalten aus meiner Pflege zurücknehmen wollen. Nun ist er verloren, und mit ihm auch meine Hoffnung auf glücklichere Tage. „Doch ruhig, Weib und Kinder!“ sprach er dann; „ruhig! Gott lebt; das Auge der Vorsehung, das auch über dem Wurme wacht, ruht auf dem Knaben, er sei, wo er wolle. Der Kleine wird wieder kommen. Müßten wir um ihn auch jeden Winkel Roms durchsuchen: er kommt

wieder zum Vorscheine, — wenn er nicht geraubt durch eine Frevelhand, — wenn er nicht todt ist.«

Girolamo's prüfendem Blicke konnte es nicht entgehen, daß noch etwas Anderes Clementinen beunruhigen müsse, und da er das Mädchen um die Ursache fragte, gestand sie: ein ihr unbekannter Mensch, seiner Tracht und noch mehr seinem ungeziemenden Benehmen nach wahrscheinlich vom verdorbenen Adel der Stadt, habe sie bis nahe vor das Vaterhaus verfolgt; aber Gott werde sie schützen vor einem Elenden. Auf des Allmächtigen Hilfe hoffe sie und auf die ihres Bruders.

„Vor einem ehrlosen Verführer, mein Kind," beruhigte sie der Vater, „wird dich dein Bruder und dein Abscheu vor dem giftigen Schlangenblicke des Lasters schützen, so wie deine gute Erziehung. Um deine Unschuld, Girolamo's brave Tochter, wird Julius wie ein Cherub mit dem Flammenschwerte stehen, und für die Ehre seiner Schwester wachen wie dein Vater. Fürchte darum Nichts!«

Jetzt, bevor Clementine ging, um das Mittagmahl zu bereiten, verklärte sich ihre Miene mit dem Wiederscheine einer aus dem Innersten leuchtenden Freude, und aus dem Busentuche nahm sie den blendend stralenden Fund mit zitternder Hand, zeigte ihn dem Vater, der Mutter, und sagte, wo und wie sie heute den Ring gefunden. Erstaunt und höchlich betroffen, war Girolamo kaum vermögend, sich auf den Füßen zu halten, und schon wollte er ausrufen: „Allmächtiger Gott, ich danke dir, wir sind gerettet aus aller Noth!« Etwas gefaßter jedoch sprach er: „Dieser Brillantring, mein liebes Kind, ist nicht dein, nicht unser; du mußt ihn zurückgeben, und das bald. Mit dem Gerichte, das auch den Hehler straft, wie den Dieb, möchte dein Vater nicht zu schaffen bekommen. Wer ihn nur verlor?« — Clementine sagte, mit Freude wolle sie ihn dem Verlierer aushändigen,

wenn dieser nur ausfindig gemacht wird. Ein Armer habe ihn nicht verloren.

Girolamo nahm nun und betrachtete den Schicksalsring genauer, sagte, er sei wohl Tausende werth, und setzte hinzu: es sei höchst wahrscheinlich der Ring des engländischen Herrn, der gestern Abends bei ihm in der Werkstätte gewesen. Es sei da fast kein Zweifel mehr. „Allein," schloß er dann, „wo finden wir den Lord? Und ist er nicht vielleicht schon abgereist? Ruhig, ihr Lieben! es wird sich Alles finden und fügen, zu unserm Besten, hoffe ich. Danken wir inzwischen Gott für diese Schickung! Sie werde uns nicht zum Uebeln, nicht zur Mehrung unserer Leiden! Davor sei Gott!"

Clementine wartete der Mutter, dann brachte sie das Mittagmahl, und der Vater ging mit seinen Kindern, außer Julius, zu Tische. Kaum aber saßen sie warm beisammen, als plötzlich die Thür aufging. Und wer kam? — Lord Bloomfield mit dem Knaben.

„Lieber Himmel! da ist er!" rief die kleine Laurette: „da ist Eduard wieder!" sprang vom Tische dem frohen Knaben zu, dessen Augen noch etwas verweint waren, und zog ihn im Ungestümm ihrer Freude zum Vater hin, der ihn mit Liebkosungen, wie Clementine, überhäufte und an sein Herz geschlossen hielt. Nun erzählte der edle Lord, wo und wie er mit dem Knaben zusammengetroffen. Im Volksgedränge während der Prozession von der Seite der Schwester weggerissen, sei der Knabe, der ihm, dem Lord, aus Girolamo's Werkstätte bekannt gewesen, weinend und einsam an einer Straßenecke gestanden. Niemand habe sich da um das arme Kind gekümmert. Kaum aber sei der Knabe seiner, des Lords, ansichtig geworden, so sei er auf ihn zugelaufen und habe ihn unter Thränen gebittet, ihn nach Hause zu Vater Girolamo zu führen. Auch wenn er, der Lord, keine ganz besondere Vorliebe für den schönen Knaben gehabt hätte, wäre dennoch dieser Liebesdienst sogleich von ihm geschehen, um die bekümmerte

Familie nicht lange in Angst und Sorge zu lassen. Anfangs sei er zwar stark versucht gewesen, den lieben Knaben zu rauben und mit sich zu nehmen; ein ander Mal werde er ihn nicht zurückgeben, aus einem Grunde, nach dem zu forschen sie für jetzt sich jeder Mühe entheben sollen; denn noch sei es nicht an der Zeit.

Girolamo unterließ nicht, während dieser Erzählung des Lords einen Blick auf dessen Hand zu werfen. Und sieh da! — der Ring, der gestern dieselbe zierte, fehlte; er hatte Licht. Ja, es ist des Lords Ring, dachte er, und fragte nun: „Mylord, vermißt Ihr Nichts an Euch?“

„Nichts, Meister Bildhauer,“ antwortete Bloomfield, „Nichts, als Etwas, das ich, weil es nun doch einmal verloren ist, als eine Kleinigkeit schätzen muß, — einen sehr kostbaren Brillantring, den ich leider! heute früh im Dome verloren. Bekomme ich das Kleinod wieder, gut; wenn nicht, so wünsche ich, es habe ihn ein Armer gefunden, dem er zum Segen werde!“

„Und wenn,“ sprach Girolamo freudig, „wenn eben dies Kleinod in meinem Hause wäre —? Wenn es meine Tochter mittels dieses Knaben gefunden hätte —?“

Nun, das wäre ihm um so lieber, sagte Bloomfield, und er würde, aus besonderer Zuneigung für das gute Mädchen, demselben den Ring als Brautangebinde schenken zum Lohne der Redlichkeit. Man denke sich die Freude der Familie, die solche Worte des gutmütigen Lords bezaubernd schufen!

Clementine zeigte ihm den Ring, und Bloomfield hielt Wort, indem er ihr denselben übermachte mit den Worten: „Ein gutes Mädchen, eine brave, ganz vortreffliche Tochter bist du, Rose von Rom; denn mit kindlicher Liebe und Aufopferung ehrest und nährest du Vater und Mutter. So gehöre von nun an dieser Ring dir, jedoch sei dies die Bedingung: er ist dein Brautschatz, dein Heirathsgut. Trenne

dich nie, nie von ihm, bevor dich ein würdiger Bräutigam zum Traualtare führt. Halte fest und unzertrennlich an diesem Schatze, selbst in schwerer Prüfung. Von diesem Ringe hangt dein Glück ab. Und kämest du auch in die größte Noth: glaube mir, liebes Mädchen, Gott wird dir wunderbar daraus helfen, und ich werde euch nahe sein, wenn auch nicht die nächsten Monate; denn ich reise auf kurze Zeit aus Rom.« Er drückte ihr die Hand mit Herzlichkeit und fügte hinzu: »Bleibe gut, treu und fest! Du ehrest deine Eltern, und du wirst lange und glücklich leben auf Erde. Lebe wohl!« — Wohl dachte da Girolamo wieder im Stillen an Sebald, seinen gefühllosen Peiniger; allein der Ring hob seine Hoffnung. »Mädchen trenne dich nicht von deinem Brautschatze!« wiederholte Bloomfield noch unter der Thür — und schied. »Nie, nie!« wiederhallte es feierlich wie ein Schwur in Clementinens Innerstem. »Mein Brautschatz!« sprach sie, das stralende Kleinod betrachtend; »der Lohn der Redlichkeit!« Wie eine heilige Reliquie verschloß sie nun den Ring in den Schrank, und ruhig gefaßt gleich Girolamo erwartete sie den Freitagmorgen und — den Juwelier Sebald.

Fünftes Kapitel.

Die Rettung.

Kaum röthete der erste purpurne Morgenstral die Zinnen der Thürme Roms, als sich auch schon der Juwelier in seinem Hause aufmachte, vorsichtig die Schuldverschreibung zu sich steckte, sorgfältig und mißtrauisch seine Wohnung vor Dieben verschloß, zu Gericht eilte und da Häscher mit sich nahm, in der unchristlichen Hoffnung, das höllische Werk seiner Rachgier heute in Girolamo's Wohnung zu krönen. Kein guter Engel war's, der dem Bösen Geleitschaft gab.

Clementine, zuerst und vor Allen wach und gerührig, öffnete eben die Fensterläden. Wie bebte sie zusammen, als sie den Blick in das noch wenig von Menschen begangene Gäßchen hinauswarf! In der Ferne bog gerade Sebald mit den Gerichtsschergen und einem Kommissär in seiner Amtskleidung um die Gassenecke. Auf ihr Haus ging es schnurstracks zu. Sie schauderte zurück, als hätte ein Blitz hart vor ihr betäubend in den Boden geschlagen. Der Vater legte eben im Nebenstübchen sein Werkkleid an, um, bis das Frühmahl käme, an seinem Madonnabild in der Werkstätte zu arbeiten.

„Vater! o Gott! er kommt schon!“ sprach sie; „Sebald nähert sich in schrecklicher Wahrheit mit Gerichtsleuten. Aber seid gefaßt, seid ruhig, guter Vater! Er wird, er kann uns nicht ganz verderben, der harte, schwer bedrängende Mann.“

Kaum hatte sie das gesagt, und kaum noch stand Girolamo in gefaßter Erwartung dessen da, was da kommen werde, so stand auch schon Meister Sebald unter der raschgeöffneten Zimmerthür; eine schreckliche Erscheinung! Die Hände der Mutter lagen betend gefaltet auf der Brust der Dulderin.

„Bildhauer, guten Morgen!“ so begann der Blutsauger mit einem hämischen Lächeln, das sein ohnehin abschreckendes Gesicht noch mehr entstellte; „guten Morgen! Der Jude, wie Ihr mich einst zu schelten die Güte hattet, Girolamo, — der Jude ist da! Nun, wenn ich ein Jude bin und kein Christ, so sollt Ihr auch empfinden, was ein Jude vermag.“ Hierauf zog er aus der Tasche die verhängnißvolle Schuldverschreibung. Girolamo's Herz bebte auf. „Ewiger Gott, Erbarmender, hilf uns!“ seufzte Cornelia im Hintergrunde. Sebald blickte dahin ohne Rührung.

„Eure Unterschrift,“ fuhr er fort, „könnt Ihr sie vor Gerichte abläugnen?“ Girolamo verneinte mit möglichster Gelassenheit; seine Pulse schlugen schneller, lebhafter wurde sein Blick, und seine Lippe zitterte sichtbar.

„Draus vor Eurer Thür," drohte der Mann der himmelschreienden Unbilligkeit, „harren die Häscher des Gerichtes, meine Engel. Zahlt mich augenblicklich bis auf den letzten Pfenning. Ihr könnt das, ich weiß es. Zahlt, zahlt! — oder hinwegnehmen lasse ich Euch all' Eure Habe als mein Eigenthum. Selbst das Bett dort lasse ich wegziehen unter Eurer kranken Frau, und obdachlos treibe ich Euch aus der Wohnung unter Gottes freien, offenen Himmel hinaus. Entschließet Euch, Girolamo, schnell und kurz! Was wollt Ihr thun?"

Der Bildhauer blickte ihn, seine Frau, seine Kinder an — und schwieg. Sebald wollte ihn nicht verstehen. Dann fragte er den Unbarmherzigen in diesem heißen Drange, wie er (Sebald) wissen könne, daß er ihn zu befriedigen im Stande wäre. Der Juwelier lächelte heimlich und schwieg. Daß ihm Etwas von dem Brillantringe des Lords zu Ohren gekommen sei, schien dem Bildhauer nicht wahrscheinlich; und doch war Dem so. Sebalds geschwätzige Küchenmagd nämlich hatte das Geheimniß der Familie gestern Abends aus der kleinen Laurette, die sie vor dem Hause traf, erpreßt.

Und doch könnte Girolamo, wenn er nur wollte, sagte der Juwelier; er betheuere das bei dem Allwissenden. Girolamo habe über Nacht einen großen, kostbaren Schatz im Hause gehabt; den wolle er gern an Zahlungsstatt mitnehmen. Sein Schuldner solle ihn herausgeben, ehe er (Sebald) Gewalt gebrauchen müsse.

„Ewiger Gott!" flüsterte Clementine dem betroffenen Vater zu, „er scheint wirklich Etwas von meinem Ringe zu wissen. Wie ist das möglich? und wie schütze ich den Schatz vor diesem Räuber?" Ernster blickte Girolamo Lauretten an, und das Kind gab Licht in den Worten: „Die Küchenmagd! sie quälte mich, sie gab mir süße Sachen — und ich sagte es ihr. Dann mußte ich weinen, daß ich's der Bösen gesagt."

Bloomfields letzte Worte wiederhallten gleich einer Mahnung des Himmels in Clementinens Seele; unzertrennlich von ihrem theuern Brautschatze hielt sie den Ring verborgen, und bewegte sich nicht vom Schranke. Ihre schützende Stellung davor brachte natürlich den lüsternen Juwelier auf den Gedanken: dort innen muß der Schatz liegen. Seine begierlichen Blicke waren wie angeheftet auf den Schrank. Mit tausend festen Banden hing Clementinens Herz an dem Geschenke, und dies zu verlieren, zitterte sie mächtig; denn ihr Glück, sagte Bloomfield, hangt davon ab.

„Wie uns retten?“ seufzte sie. „O Gott! wäre denn da kein anderer Ausweg mehr offen? —“ Die Theuern, Vater und Mutter, vor Schande und Verderben zu retten, wollte sie schon all ihr bißchen Ersparniß, ihre Kleider sogar, dem grausamen Bedränger anbieten und darüber das Gewicht ihrer Thränen legen; allein es hätte kaum zum zwanzigsten Theile hingereicht. Sebald wollte den Ring, Nichts als diesen. Seine Gewinnsucht, ebenso groß, als seine unedle Rachegier, betäubte in ihm jede Stimme der Menschlichkeit. Sein Herz war — ein Klumpen Gold.

„Ach lieber Herr Sebald!“ sprach sie, als sie den Schatz in Gefahr sah, „lasset nur meine Eltern in Ruhe, presset mir mir, mir allein das Blut aus der Seele. Seht, o seht! sie sind alt und schwach, ich bin jung und stark. Lieber will ich Euch folgen als Eure Magd, als ich Euch zufrieden stelle mit dem Lohne redlicher Gesinnung.“

Was war die Folge dieser Bitte? Sebald blieb ungerührt. Sie sank ihm zu Füßen und netzte den Boden mit Thränen; er ließ sie liegen und trat in böser Absicht zu dem Schranke, fest entschlossen, ihn zu erbrechen und mit Gewalt an sich zu reißen, was ihm nicht gerne wird. Ueber dies abscheuliche Vorhaben des unchristlichen Peinigers entrüstete Girolamo sich so sehr, daß an ihm jede Nerve zitterte; denn schreiendes Unrecht verüben wollte er nicht ungestraft in seinem

Hause lassen. Unsanft ergriff und zog er den Juwelier vom Schranke hinweg, und unverhohlner in seines Blutes Aufwallung schalt er diese Handlung des Unmenschen an unverschuldet Unglücklichen. Ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und Sebald entspann sich, und der Streit in des Bildhauers Wohnung wurde so laut, daß sich Volk in Haufen vor derselben sammelte.

Zufällig warf da Clementine einen Blick durch das offene Fenster, das sie sorglich schloß, — und erblickte unter der außen horchenden und murmelnden Menge wieder den Grafen Isogard. Ihn sehen und so zusammenzucken, als hätte sie jetzt den bösen Engel der Hölle selbst erblickt, war Eines.

Der Juwelier sah mit Verdrusse, daß er auf diese Weise seine schändliche Absicht nicht erreichen werde. Ein Gewaltsmittel zu gebrauchen und mit den Worten: „So muß ich Euch pfänden lassen,“ ging er zur Thür, und hieß den Gerichtskommissär und die Schergen eintreten, um da ihres Amtes zu thun. Der Kommissär, solche Auftritte gewohnt, glaubte da Nichts zu thun, als seine Amtspflicht, und gebot den Schergen, Hand anzulegen an die wenigen Habseligkeiten der Familie. Die Kinder wimmerten, Cornelia weinte, Clementine rang die Hände, und Girolamo entbrannte vor heißem Unmute über die räuberische Gewaltthat.

Aus der Ferne schon sah Julius den Menschenhaufen vor seines Vaters Haus. Beflügelten Schrittes eilte er herbei in der Vermutung: hier muß ein Unglück geschehen sein. Ahnungsvoll drängte er sich durch die Leute und stürzte in's Zimmer herein. Hier bekam er nur zu bald Aufklärung; er sah die Schuldverschreibung, die Sebald ihm vorhielt; die Zahlungsfrist war abgelaufen, Girolamo's und seiner Kinder Vermögen dem Juwelier verfallen. Da sank seine Hand, wie plötzlich gelähmt, vom Degen, und zum Vater sprach er: „Hier müssen wir uns ergeben in Gottes Namen. Es ist Eure Hand, mein Vater; wir sind Bettler. Und

davon habt Ihr so späte mir erst die traurige Offenbarung gemacht. Mit Euerm übertriebenen Ehrgefühl bringt Ihr Euch unter die Erde. Aber ruhig, ruhig, Vater! der Himmel hilft.« Von dem Kleinode der Schwester wußte Julius noch Nichts; denn seit vorgestern Abends war er nicht wieder in's Vaterhaus gekommen. Rathlos stand er, unentschlüssig warf er sich auf einen Sitz und drückte den Kopf in beide Hände. Wilde Gedanken jagten durch sein Gehirn; doch wenn er die Schwester, die Mutter ansah, legte sich der Sturm seines Schmerzes.

Diesen Auftritt hielt Isogard, der außen noch immer nicht wich, für die schicklichste Gelegenheit, unter dem Vorwande, Hilfe zu bieten, in das Innere einer Wohnung zu gelangen, in welche gestern um die Mittagszeit sein überdienstfertiger Trabant Gangolf die Jungfrau hatte verschwinden sehen. Und auch er kam herein.

»Der, Der ist es, Vater!« flüsterte Clementine Girolamo zu; allein der Drang des Augenblickes lenkte jetzt des Vaters so wie des Bruders ganze Seele nur auf Sebald und seine finstere Umgebung. Wie retten? wie retten? dachte Julius, und kein Lichtstral von Oben klärte die Nacht der Hilflosigkeit auf.

Graf Isogard näherte sich unter der Larve des Edelmutes Girolamo, zog seine Börse, die voll Goldes war, bot sie ihm an und sprach: »Nehmt, lieber Mann, nehmt! Ihr seid in Noth. Befreiet Euch und Eure Familie aus den Klauen dieser Harpyen, werft es diesem unbarmherzigen Tieger vor die Füße. Nehmt, nehmt, ich bitte Euch.« Dabei warf er, unvorsichtig genug, einen bösen Blick auf Clementine, und dieser Blick entging dem Vater nicht. Jetzt hatte er die ehrlose Absicht eines Elenden durchschaut, der mit dem Scheine der Menschenliebe das goldne Netz der Verführung bedecken zu können glaubte. Er hatte sich verrechnet, der schlechtgesinnte Edelgeborne. Girolamo wies Iso-

gards Hilfe mit Ernste zurück; was den Juwelier noch mehr erbitterte.

Schon legten die Schergen Hand an Girolamo's häusliche Habe; da — o welche schmerzliche Ueberwindung, welchen heißen Kampf kostete es ihr! — da öffnete Clementine neben Julius den Schrank, nahm den Brillantring und reichte ihn bei abgewandtem Gesichte Sebald mit den schmerzlichen Worten: „Nimmt dies als Pfand, laßt meine Eltern in Ruhe!“ „Als Pfand nicht, es ist mein!“ sprach Sebald, und gleich einem gierigen Geier griff er nach dem Kleinode. Julius fuhr auf, entriß es noch zeitig genug der Hand der Schwester und sah mit Erstaunen, was sie besaß, was sie thun wollte. Mit einigen Worten war ihm das Räthsel mit dem Ringe gelöst.

Julius trat nun vor Meister Sebald und sprach: „Mein armer Vater ist Eurer Gewalt verfallen; ihn jetzt daraus zu retten ist mir unmöglich. Mit diesem vielwerthen Unterpfande werdet Ihr zufrieden sein, ich hoffe es, oder Eure Denkart müßte die niederträchtigste genannt werden. Nehmt den Ring und bewahrt ihn meiner Schwester wohl und gewissenhaft. Nach sechs Monaten löst ihn ihr Bruder aus. Auf dieses hin ein noch stärkeres Pfand: meine Offiziersehre!“

Der Juwelier verneinte mit Kopfschütteln den Antrag des Bruders, und somit ging auch die letzte Hoffnung unter. Clementine that das Letzte: sie gab den Brautschatz dahin, fragte: „Seid Ihr damit zufrieden? Wollt Ihr noch mehr? und kann das ein Mensch vor jenem Richter verantworten, der meine Thränen sieht und abwägt?“ sank neben der Mutter auf das Bett, und verbarg ihr nasses Gesicht tief in den Kissen. „Was hab' ich gethan! o Gott! es ist geschehen!“ jammerte sie. „Aber, Mutter,“ sprach sie dann, ihre Thränen abwischend, „Vater, nun ist uns ja geholfen.“ Julius unterdrückte mit aller Seelengewalt das auftauchende heilige Naß der Zähren, der Vater bemeisterte seinen Schmerz.

Vor Girolamo's Augen zerriß nun der Juwelier, mit diesem schnöden Raube zufrieden, die Schuldverschreibung; dann ging er mit dem Kommissär und den Schergen.

„Ich werde den Ring wieder bekommen," rief ihm Clementine nach, „und müßte ich ihn bei Euch abverdienen mit blutigen Händen." — „Den Ring wieder bekommen —" diese Worte hatte Sebald noch gehört, und der beutefrohe Unmensch prägte sich dieselben tief in's Gedächtniß. Sobald er aus dem Hause war, dachte Clementine wieder an die bestellte Arbeit für jene vorgestern verschleiert erschienene Dame. „Bis heute Abend," sprach sie, mitleidig den ernst schweigenden Vater betrachtend, „werde ich wohl mit der Arbeit fertig sein; dann trage ich sie selbst in die Wohnung der Unbekannten bei der Engelsburg, und, o freut euch recht herzlich mit mir! ich komme mit Geld zu euch, mit Hilfe zurück. Wohl ist der Ring nun fort, aber es wacht über uns ein gütiger Gott; ich bekomme ihn wahrhaftig wieder und wir verhungern nicht. Auch du, guter Julius, wirst als Lieutenant Etwas auftreiben, um der Noth zu steuern. — Erst so reich wie eine Fürstin — und jetzt so ganz arm! Das thut wehe. Aber — ihr seid ja gerettet vor Schande und Verderben."

„Und was will denn Dieser?" fragte sie dann, ihren Blick etwas kühn und abweisend auf Isogard gerichtet. Der Graf hatte sich ihre Worte: „bei der Engelsburg" gemerkt; für jetzt war ihm dies genug, um seinen verruchten Plan einzuleiten.

Schon lange hatten Girolamo und Julius auf Isogards freiwillige Entfernung gewartet; doch Diesem war's, als fühlte er sich, freilich nicht mit den reinsten Banden, an diesen Schauplatz der aufopferndsten kindlichen Tugend festgeknüpft.

Jetzt trat Girolamo mit furchtbarem Ernste dem noch zögernden Grafen unter die Augen, und sprach zu ihm,

während er gleich einem Engel des ewigen Gerichtes zwischen seinem lieben Kinde und Isogard stand: „Signor! — wie Ihr heißen und wer Ihr sein möget, ich weiß es nicht; auch ist mir das gleichviel; — Signor, wenn Ihr Etwas von Gewissen in Euch habt und empfindlich seid für Ehre, so entfernet Euch für immer aus einem Hause, wo Euch Euer eigenes Gefühl sagen muß, daß Ihr hier eine überflüssige, ja sehr unwillkommene Erscheinung seid. Gehet, und störet, ich rathe Euch dies als Vater, störet das glückliche Herz dieses Wesens, meines Kindes, nicht! Ich müßte sonst Euch fluchen bis in mein Grab.“

„Was fällt Euch, Alter, da ein?“ versetzte Isogard, nur zu sichtbar über diese strenge Abweisung betroffen, und auch Julius glaubte nun zu wissen, woran er mit dem Grafen ist. Er kannte den Schändlichen etwas näher. „Signor,“ sprach er darum zu ihm, „ich bin Offizier; meine und der Meinigen Ehre und guter Name geht mir über Alles, selbst über mein Leben. Prüfet mich nicht um der Wahrheit meiner Versicherung willen. Meine Schwester, Signor Graf, ist armer, aber ehrlicher Leute Kind — und dort ist die Thür.“ Der Graf lächelte verlegen, nahm den Rückzug und ging hinaus wie eine getretene Schlange. Außen wartete schon Gangolf auf ihn.

„O nur Geduld, Excellenz!“ ermutigte der ehrlose Diener den Gedemütigten; „nur Geduld, und nicht gleich verzagt! Gewalt oder List! Lasset da kein Mittel unversucht!“ „Ja, Gangolf,“ entgegnete Isogard ärgerlich; „wenn dieser Bruder nicht wäre.“ — Mit seiner Kreatur verlor sich der Graf aus dem Gäßchen. Heute Abend, sagte dann Clementine, die eifrig an der Putzarbeit nähte, müsse sie der Bruder begleiten; es werde so besser sein, und nur in seiner schützenden Begleitung fühle sie sich sicher. Es müsse böse, verworfne Menschen geben, und Diesen fürchte sie besonders, warum,

das wisse sie nicht zu sagen. Julius versprach ihr seinen Schutz, beruhigte sie und eilte zu seinem Regimente.

Meister Girolamo saß nun wieder in seiner Werkstätte, und meiselte an dem Madonnabild; Cornelia fühlte sich Nachmittags etwas besser und stand, wenigstens auf einige Stunden, vom Bette auf. Die Kinder Eduard und Laurette führten die Mutter in das Gärtchen hinter dem Hause, wo sie dieselbe, die in Gottes freier, herrlicher Natur sichtbar wieder aufathmete, mit Blumengeschenken und durch ihre natürliche Munterkeit aufheiterten. Clementine arbeitete wacker darauf los, während, wie nach einem schweren Gewitter Regentropfen über Lilien, manche stille Thräne über ihre Wangen zitterte; — der Ring wollte ihr nicht aus dem Sinn.

Endlich sank die Sonne hinter die Nachbarhäuser; der Abend kam mit seiner ersehnten Kühle, und mit ihm erschien, Wort zu halten, auch Julius wieder. Die Schwester packte nach dem Abendbrode die vollendete Arbeit für die Dame zusammen, indem sie sprach: „Ich verstehe dich, Bruder; komm, wir wollen zusammen den Weg zur Engelsburg antreten," küßte die mit den Kindern hereinkommende Mutter und ging hinaus, beschützt vom treuesten Bruder. Was ihrer wartete, ahnte Julius, den Degen an der Seite, im Herzen Ehr- und Schwesterliebe und Mut.

Sechstes Kapitel.

Die Begegnung.

Die Abenddämmerung war schon eingetreten, und schon glänzte manch Silberlicht aus heiliger Ferne herein in die Gassen Roms, als Girolamo's Tochter an des Bruders Seite noch auf dem Wege zu Cäciliens fern entlegner Wohnung war. Sie lenkte mit ihrem Schützer Gasse aus, Gasse ein.

Noch hatte sich bis jetzt nicht wieder jener Isogard gezeigt, der, Dieben und Räubern ähnlich, das Dunkel der Nacht liebte. Clementinens Herz schlug ruhiger, Julius jedoch war es ganz anders zu Mute.

Der Diebe und der Verführung schlechtes Gesindel, dachte er, sucht das begünstigende Dunkel der Nacht; auch der Graf wird, ist es nur erst recht finster in Rom geworden — denn der Mond geht erst um Mitternacht auf — zum Vorscheine kommen. Er mag erscheinen, ich bin da.

Endlich standen Beide, Bruder und Schwester, vor der Wohnung der Dame; die Fenster waren lichthell. Clementine schöpfte wieder Athem, denn sie waren schnell gelaufen, und Julius zog die Hausglocke. Die Schwester ging hinein, er jedoch stellte sich in einiger Entfernung an einen Brunnen und spähte, so viel es das unbeleuchtete Dunkel zuließ, die Umgegend aus. In gespannter Erwartung dessen, was da kommen werde, verhielt er sich in seinem Hinterhalte ruhig wie ein Todter. In Isogards Nähe hatte die Schwester die Worte: „Heute Abend“ und „Engelsburg“ gesprochen; das war Grund genug zu der Vermutung, daß Isogard sich einstellen werde.

Es waren kaum einige Minuten verstrichen, als Julius schon glaubte, aus mäßiger Ferne zwei männliche Stimmen zu hören, von denen ihm die Eine nicht ganz unbekannt zu Ohren klang.

„Wenn Dieses der Abgefäumte wäre —? Und wenn er wirklich ausgegangen, die, wie er glaubt, wehrlos gelassene Unschuld zu verfolgen —?“ Diese und ähnliche Gedanken stiegen in Julius auf, sein Blut floß heißer und schneller, und das eingeborne Feuer des Italieners schwellte seine Adern an. In demselben Augenblicke ging, unfern dem Grafen und Gangolf — denn diese kamen — ein Laternenträger vorüber. Julius wollte den flüchtig von der Laterne beleuchteten Nachsteller erkennen, wollte die Bemerkung machen, daß Jener,

Isogard nämlich, in einen Mantel gehüllt, bisweilen pantomimisch mit Gangolf sprach, und von Minute zu Minute zur Wohnung der Dame einige Schritte näher that.

„Sie ist wahrhaft hinein, Excellenz,“ versicherte, vernehmlich für Julius, Gangolf den Grafen. Julius hörte das und hielt sich ruhig.

Die hälfte einer Viertelstunde war verstrichen, als Clementine aus dem Hause zurückkam. Die edle, mildherzige Dame hatte sie für das bißchen Arbeit gut und dreifach bezahlt, weil sie die hilfebedürfenden Umstände der Familie Girolamo's kannte. Ach! und doch war sie in Girolamo's Schuld so hoch geblieben. Für den Findling war so lange Nichts mehr in sein Haus gekommen. Vielleicht, hoffte sie, trägt sich die große Schuld auf Ein Mal ab. Des reichlich geflossenen Arbeitslohnes war das gute Mädchen innigst froh, und sie glaubte nach Hause zu fliegen auf den Flügeln der Freude. Da sie jedoch nicht so gleich, als sie hoffen durfte, den wartenden Bruder sah, befiel sie eine unsägliche Angst. Sie wartete, er kam nicht; sie rief, er zeigte sich nicht; fest stehen blieb er in seinem Hinterhalte, obschon er sie sehnsüchtig seiner harren sah. Er wollte und mußte nun beobachten, was Isogard zu thun fähig wäre.

Dort in der Ferne erblickte sie jetzt eine männliche Gestalt im Dunkeln. Gangolf war, auf Isogards Rath, beiseite gegangen. In der festen Meinung, dies sei Niemand anders als ihr Bruder, lief die Ahnungslose dem Grafen zu. Nun erst bewegte sich Julius mit abgemessenen Schritten hinter der Schwester her, bereit, jede Schmach von ihr abzuwenden, und sollte das nöthig sein, durch seinen Degen. Es bedarf hier der Erwähnung nicht, daß Julius ein guter, geübter Fechter war; und hier galt es, die zitternde Unschuld eines schwachen, wehrlosen geliebten Wesens vor einem in schnöden Verführungskünsten ausgezeichneten Lüstlinge zu verfechten.

„Bist du das?“ fragte Clementine ganz arglos und von Isogard nur noch einige Schritte entfernt; „und warum hast du mich denn nicht dort am Hause der Dame erwartet, um mich so zu ängstigen?“

Erwünschter, als diese Erscheinung und Irrung der armen Bildhauerstochter, hätte dem Grafen Nichts kommen können. Den Sinn ihrer Worte sogleich zu fassen, war er zu sehr von der Gunst des Augenblickes geblendet, und daß der Bruder nahe, so nahe sei, das ahnte der Bösewicht nicht. Seiner Beute sich sicher wähnend, ging er der Scheinbetrognen entgegen.

„O so komm, komm, ich will dich begleiten,“ sprach er mit verstellter Stimme, und bot ihr schon die Hand aus dem Mantel. Julius rückte näher, immer näher.

Jetzt erst erkannte sie höchstbestürzt den Schändlichen und ihre schwere Irrung. Wäre ein Blitzstral vor ihr niedergezückt in die Erde, sie wäre mehr nicht erschrocken, als bei Isogards Anblicke. Vor Schrecken wie gelähmt an allen Gliedern und unvermögend, auch nur einen schwachen Laut als Hilferuf von sich zu geben, stand sie zitternd, einer Ohnmacht nahe, vor dem schon triumphirenden Bösewicht.

Rasch und ungestümm faßte er sie bei der Hand, und erst diese Gewaltthat gab ihr Kraft, nach dem Bruder, nach Hilfe und Rettung zu schreien. „Wie? Dein Bruder wäre da?“ fragte er, nicht wenig betroffen, und nahm zu einer Lüge seine Zuflucht. „Er ging,“ versetzte er, „vorhin an mir vorüber, und eilte die Straße pfeilschnell dahin. Wahrscheinlich mußte er glauben, dein wackerer Schutzengel, mein Kind, du seiest ihm vorausgeeilt. Der bedauernswerthe Betrogne! Billig ist's, daß ich dich begleite. Komm mit mir!“

„O mein guter Gott im Himmel!“ rief sie aus, „so sei du mit mir!“ und wollte fliehen. Isogard jedoch hielt die Arme fest bei der Hand.

„Sieh,“ sprach er, „die Nacht ist dunkel, und gefährlich

ist es für dich, so ganz allein so spät zu gehen. Begib du dich sorglos in meinen Schutz und sei gewiß, ich führe dich ohne ein Leid zum Vater nach Haus. Komm, zögere nicht!« Er wurde ungestümmer, doch Julius rückte immer näher.

„Nein, nein, es ist nicht möglich, daß er mich so ganz verlassen,“ entgegnete sie, heftig zitternd, und noch ein Mal und noch lauter rief sie nach dem Bruder. Der Verruchte jedoch betheuerte und verschwur sich und seine Seligkeit, Julius sei schon über eine Weile weggegangen. Das mußte sie zuletzt glauben; allein der Entschluß, sich dem Schutze eines Menschen, wie Isogard, zu vertrauen, ward ihr zu schwer; lieber, sagte sie, wolle sie allein und durch Flammen und Fluten laufen. Mit Gewalt riß sie ihre Hand los, und dahinfloh sie vor Isogard, freilich nur auf eine kurze Strecke, gleich einem gescheuchten Rehe vor dem mordlustigen Jäger.

Nun trat Gangolf hervor, während Isogard der Fliehenden nacheilte, der sie bald erreichte. „Gewalt, Excellenz!“ rief Gangolf, „Gewalt, wenn hier List nicht hilft!“ Schon wollte Jener Gewalt gebrauchen und schon riß er die sprachlos um Hilfe Ringende mit sich fort. Da konnte Julius, der bisher ungesehen Zeuge solcher rohen empörenden Mißhandlung war, und dessen Blut siedendheiß kochte, sich länger nicht mehr enthalten. Aehnlich einem plötzlich erschienenen Cherub mit dem zur Rache gezückten Flammenschwerte, eilte er der hilflosen Schwester zum Beistand und Schirme vor planmäßig angelegter Ruchlosigkeit.

Graf Isogard und sein ebenso niederträchtig gesinnter Geselle waren natürlich nicht sehr angenehm überrascht, als sie Julius so plötzlich, und wie vom Himmel gefallen, überfiel. Sie erkannten ihn sogleich, und in heißer Verlegenheit wich vor dem Offizier, dem Rächer seiner Schwester, der Graf zurück. Kaum sah sich, wie durch ein Wunder, die Angefochtne befreit, so floh sie fort und fort, Straße aus, Straße ein, bis sie endlich das Ziel, das Vaterhaus, glücklich

erreicht hatte. Julius blieb hinter ihr zurück; denn sein Herz war zu gedrängt voll, als daß er es hätte unterlassen können, dasselbe vor dem gebrandmarkten Verführer auszuschütten bis auf den letzten Tropfen verschluckter Gallenbitterkeit.

Lange betrachtete er schweigend, in einem fürchterlichen Schweigen, den verlegnen, rathlosen Grafen, der nur auf Gangolfs Kunstfertigkeit im Kampfe rechnete, wenn es jetzt dazu kommen sollte.

„Warum eilet Ihr nicht Eurer Schwester nach?“ fragte Isogard stotternd; „und was habe ich mit Euch zu schaffen? Geht ihr nach und beschützet sie! Man kann nicht wissen — es gibt —“

„Ja, Signor Schurke!“ fiel ihm Julius in's Wort, „es gibt in ganz Rom keinen schändlichern Verführer, als der edle Graf Isogard einer ist. Elender, ehret meine Schwester, und achtet sie nicht für so verworfen, daß sie diesen gräflichen Auswürfling nur eines freundlichen Blickes würdigen könnte.“

Isogard zuckte bei dieser Beschimpfung auf, als wäre ihm eine brennende Kohle auf die blose Brust gefallen. „Ihr seid mir zu schlecht,“ begann Julius wieder, „viel zu schlecht, als daß ich Euch in dieses schamentfremdete Gesicht speien könnte. Ich weiß keine Beschimpfung, die ehrebefleckend genug wäre, um sie gegen Euch auszustoßen. Ihr geht mit Bubenstücken um, und der gemeine Gassenstaub Roms muß sich schämen, Eure Sohle zu berühren. Pfuy über Euch und ewige Schande! Ihr seid ein erbärmlicher Mensch und unehrlich gezeugt.“

Der beschimpfte Graf glaubte in die Erde sinken zu müssen unter der Last solcher Vorwürfe. Eben gingen einige Menschen vorüber, und unter diesen befanden sich auch zwei Offiziere aus Julius Regimente. Dieser Umstand feuerte diesen noch mehr an, und nach kurzem, heftigem Wortwechsel

zwischen ihm und dem Grafen kam es von des Letztern, als des Beleidigten, Seite zu einer Ausfoderung. Die Stunde des Zweikampfes wurde auf nächsten Morgen in frühester Dämmerung festgesetzt; am Ufer der Tiber sollte der Platz des Zusammentreffens sein. So wenig Julius den Grafen der Ehre werth hielt, sich mit ihm zu schlagen, so nahm er doch die Ausfoderung an, um vor den andern Offizieren nicht für feig zu gelten.

»Freund,« flüsterte einer der Offiziere Julius in's Ohr, »du hast es mit dem Grafen Isogard zu thun; aber fürchte diesen nicht; denn er ist schwach, ungeschickt im Zweikampf und sehr feiger Natur. Er wird sich nicht stellen, und auch mit dir mit einer Summe Geldes sich abfinden wollen.« Isogard jedoch rechnete im Stillen auf Gangolfs verschmitzte Seele und Gewandtheit und — auf Julius Ermordung. Denn sollte er, der Graf, freien Spielraum haben, so mußte der Bruder zuvor durch offenbaren oder Meuchelmord aus dem Wege geschafft sein.

»Ich komme, Graf. Seht Euch mit guter Klinge vor!« So sprach Julius, und ging mit den andern Offizieren.

»Ich werde nicht fehlen,« antwortete Isogard, und schlug mit Gangolf einen andern Weg ein. Herr und Diener hatten die Nacht vor sich, um die Rolle wohl einzuüben, die mit nächstem Morgen am Ufer der Tiber sollte gespielt werden zur Vergeltung.

Dem entrüsteten Vater Girolamo so wie der bangenden Mutter hatte Clementine, athemlos nach Hause gekommen, jenes unglückselige Zusammentreffen und den ärgerlichen Auftritt bei Cäciliens Wohnung erzählt, als Julius endlich wieder kam, um die Seinigen zu beruhigen und ihnen eine gute Nacht zu sagen. Obschon er sich alle Mühe gab und alle Kraft der Seele zusammennahm, seine Familie durch die Düsterheit seines Wesens nicht in Unruhe und Angst zu versetzen: er konnte, fremd jeder Verstellungskunst, doch nicht

verbergen, daß eine heftige Bewegung in seinem Innern arbeitete. Den Fragen seiner sorglichen Mutter, des Vaters forschendem Blicke wich er aus.

„Mein Sohn Julius, du mein einziger!“ sprach Girolamo, „Stütze meines Alters und unsere Hoffnung, — wenn ihr euch gefodert hättet —? Bei deinem schnell erhitzten Blute, wo du Unrecht siehst, ist das nur zu wahrscheinlich. Du bist Offizier; ein Ehrloser begegnete deiner Schwester; du stelltest ihn zurecht, er foderte dich. Ist es nicht so?“ — Julius schwieg.

„Mein Sohn,“ fuhr Girolamo fort, „dachtest du an uns in der Erhitzung? Was würde aus Mutter und Geschwistern, wenn du —“ „Vater, glaubt Ihr,“ erwiederte Julius, „mein Leben wäre mir ein zu hoher Preis, um es für dir Rettung der Ehre meiner Schwester in die Schanze zu schlagen? Nennet mich nicht mehr Euern Sohn, wenn ich das Wesen, das mit mir unter Einem und demselben zärtlich liebenden Mutterherzen gelegen, unwürdig von einem Auswürflinge Roms behandeln lasse. Diesem unedel gesinnten Lüstlinge Isogard will ich die Lust vertreiben. Diese Sorge lasset mir. Ruhet wohl, ihr Lieben! gute Nacht!“

Durch diese Worte noch unruhiger gemacht, fragte Girolamo noch ein Mal und dringend, ob ihn der Graf zum Zweikampfe gefodert. Julius umarmte den Vater, gab der Schwester den Bruderkuß und sprach: „Bei dem Schöpfer, der dich schuf und dein reines, keusches Herz bewahrt vor dem Leichtsinn ehrloser Dirnen, meine Schwester, sei es dir geschworen: so lang' in mir eine Nerve bebt, die sich waffnen kann zur Vertheidigung deiner Ehre und Unschuld, soll dir kein Schurke — erlaube mir dies Wort — zu nahe treten. Schlafe du ganz ruhig, du gutes, liebes Mädchen!“ Unter der Thür noch rief er zurück: „Morgenfrühe seht ihr mich wieder. Gute Nacht! — Gute Nacht!“

„Wir sehen ihn wieder, o! gewiß und wahrhaftig!“ So tröstete Clementine, indem sie eine Kerze nahm und mit den Kindern zur Ruhe ging. „Ich sehe dich wieder, Sohn,“ sprach die Mutter leise nach. Dem Beispiele der Tochter folgte Girolamo; es währte jedoch lange, bis der Schlummerengel das letzte Auge der Familie geschlossen. Dumpf und feierlichlangsam vom St. Petersdome her schlug die Stunde der Mitternacht, als der Schlaf auf leisem Tritte auch über den Bildhauer sank.

Siebentes Kapitel.

Die Trauer.

In der Nähe des päbstlichen Palastes war Julius Wohnung bei einem Bäcker, vom Elternhause sehr fern entlegen. Noch deckte tiefes, schweigendes Dunkel die Straßen Roms; die blinkende Sichel des Mondes schwebte noch über den sieben Hügeln, und noch war nicht der glänzende Morgenstern aufgegangen, als Julius aus schweren, wüsten Träumen voll blutiger Bilder erwachte, das Fenster nach dem Ufer der Tiber öffnete, und in die glühendheiß bewegte Brust die frische Kühle der Morgenluft schöpfte.

„Nach einer Stunde, wie wird es da um mich oder ihn stehen? — Einer von uns kommt lebend nicht zurück. Ewige Vergeltung, in deine Hände lege ich mich. Der Morgen graut herauf und Stern um Stern geht aus; — auch ich gehe aus — an ein blutiges Werk. Er soll mich nicht zu späte finden, soll auf dem Platze nicht lange auf mich warten. Auf denn zum ernsten Gange der Ehrenrettung! Mein guter Engel, bleibe jetzt nicht hinter mir zurück!“

Unter solchem Selbstgespräche kleidete Julius sich schnell an, schnallte den Degen an, warf den Mantet um sich und

ging aus der Wohnung ohne jede andere Begleitung, als die seines guten Bewußtseins und seines Mutes. Noch ein Mal ging er am Vaterhaus vorüber; noch war darin Alles still, und so schritt er, gefaßt auf jeden Ausgang, vor Rom hinaus.

Um die frisch- und dunkelgrünen Lorbeerhaine und Orangenhügel hin wehten blaue Nebelschleier, und die erste Lerche erhob sich eben singend aus den noch tief schweigenden Feldern. Sie stieg zu frühe, wie Julius zu frühe kam; sie sank, Julius fror. Ueber die Ruinen einer altergrauen Vorzeit ging der schlangengekrönte Geist feindseligen Haders. Bald darauf stand Julius am Platze im bethauten Grase des Tiberufers. Der ganze Himmel umwölkte sich, und es war, als wollte die Nacht umkehren, um die Sonne dieses Morgens in sich zu begraben. Kein Mensch, außer einem römischen Fischer, der sein Netz im leichten Kahne auswarf, zeigte sich bis jetzt nah' oder fern.

Schon hatte Girolamo's Sohn über eine Viertelstunde vergebens auf Isogard gewartet; dieser kam noch immer nicht heraus. Endlich sah der ungeduldig Harrende, daß sich in einiger Entfernung zwei, wie es ihm schien, sorgfältig vermummte männliche Gestalten bewegten. Sie nahmen die Richtung ihres Ganges nach dem Platze.

Julius zweifelte nicht, daß die näher Kommenden Herr und Diener, Isogard nnd Gangolf, sein müssen, und er irrte sich nicht in seiner Vermutung. Gangolf erkannte sogleich den Gegner.

„Seht Ihr, Excellenz?“ flüsterte der verschmitzte Diener in der Maske des Grafen dem mutlosen, in bösen Lüsten entnervten Herrn zu; (sie hatten — o Verruchtheit zweier Nichtswürdigen! zur Erreichung ihrer höllischen Absicht die Tracht gewechselt.) „Seht Ihr, Herr Graf? Dort erwartet er uns schon, ohne Beistand, völlig allein. Er soll ein gu-

ter Fechter sein, der seines Mannes immer gewiß ist. Wie wird Ew. Excellenz zu Mut?«

»Das eben frage ich dich,« antwortete Isogard, indem sie Julius immer näher kamen; »denn nicht ich habe jetzt die blutige Sache auszufechten. Ich hoffe, Gangolf, du wirst jetzt nicht vergessen, daß du diese gefährliche Rolle um den hohen Preis von tausend Dukaten übernommen. Nun sieh du zu, wie du lebendig den verwegenen Kopf aus der Schlinge ziehest. Einer bleibt am Platze, du oder er. Eile! noch ist es dunkel.«

Gangolf in der täuschenden Maske des Grafen lachte in tollkühner Verwegenheit; je näher er aber Clementinens Bruder kam, um so höher und banger schlug ihm das schlechte Herz. Auf des Grafen Gebot mußte er vorausgehen, und bald stand er Julius gegenüber; Isogard blieb etwas zurück.

Das ungewisse Zwielicht der ersten Dämmerung, die betrügliche Maske Gangolfs und Julius heiße Erbitterung über Isogard, Alles trug dazu bei, das schreckliche Spiel des Betruges zu begünstigen. Der Vergeltungsengel wird nahe sein.

»Nun, Herr Graf,« rief Isogard mit verstellter Stimme seinem Diener zu, als dieser den Degen zog, »macht Eure Sache nicht schlecht.« Auf Julius zornige Frage: »Steht der schändliche Isogard vor mir?« antwortete Gangolf mit dumpfer Stimme: »Ich bin's. Stehe mir, wenn du Mann bist!« und legte aus. Der Zweikampf begann. Julius, im festen Glauben, den Grafen vor sich zu haben, gerieth bei jedem Stoße mehr in Hitze, Gangolf behielt seine Kälte und Ruhe, erspähte die Blößen seines Gegners, und wandte bis jetzt geschickt alle Stöße von sich ab. Er schien mit Julius nur zu spielen und des erhitzten Eifers desselben zu spotten. Das brachte diesen in immer heißere Erbitterung.

»Herr Graf,« rief Isogard dem Diener noch ein Mal zu, »macht Euch Ehre mit dem päpstlich besoldeten Kna-

ben! Spielt nicht so lange, stoßt den Schlüsselbedienten nieder!«

Wie wütend drang nun Julius auf Gangolf ein und verwundete diesen in den Arm. Jetzt erlauerte Gangolf den rechten Augenblick, und brachte durch eine geschickte Finte Girolamo's Sohn' einen Stoß in die linke Brust bei; mit aller Kraft seines Armes drängte er den in's Blut des Herzens getauchten Degen nach, so daß er diesen fast bis durch Julius Rücken bohrte.

Unter dem Todesschrei des Getroffenen zog er die mordende Waffe zurück, und der arme, beklagenswerthe Rächer seiner Schwester sank heftig blutend, mit dunkelndem Blicke, mit brechendem Herzen, hilf- und rettungslos verloren, zusammen.

Heiliger Engel der Vergeltung, wo bliebst du? —

— Gangolf ließ den Gemordeten liegen und zucken, und floh nach vollbrachter gekrönten Schandthat mit dem Grafen auf Seitenwegen nach Rom zurück.

Noch waren die flüchtigen Bösewichte nicht ganz in die Stadt verschwunden, als jener einsame Fischer, der ein entsetzter Zeuge dieses blutigen Auftrittes in seinem Kahne gewesen, aus diesem an das Ufer und dem mit dem schmerzlichsten Tode ringenden Julius zusprang. Sterbend hatte sich dieser umsonst bemüht, mit Gras die glühende Todeswunde zu verstopfen, aus welcher das heiße Herzblut in Strömen schoß, und weit um ihn her das Ufergrün bepurpurte.

Der gute Fischer that erbarmend Alles, was ihm da möglich war, um eines der traurigsten Opfer des unseligen Zweikampfes für Eltern und Geschwister zu retten; aber alle seine Samariterhilfe war verloren. Julius, dem frühen Tode verfallen, fern den Seinigen, auf die schändlichste Art um sein Leben gebracht, erblaßte. Bei letzter, erlöschender Lebenskraft lallte er mit sterbender Zunge die Worte: „Ich bin Girolamo's, des Bildhauers, Sohn. — Graf Isogard

war's. — Gottes Erbarmen meine Hoffnung. Grüßet die Meinigen daheim. — Auf ein seliges Wiedersehen, Schwester, Vater, Mutter! — Gute Nacht dieser Welt!“ — Hierauf schloß der Arme das Auge, und die Seele löste das letzte Band des Leibes. Der letzte Seufzer, der entbundne Geist war entschwebt zu seinem Schöpfer.

Der Fischer weinte dem frühe vollendeten Unglücklichen eine Thräne, und sann nun hin und her, wie die Leiche, ohne großes Aufsehen zu erregen, nach Rom hinein zu Vater Girolamo zu bringen wäre. Keine Seele zeigte sich nahe.

Eine lange Stunde mochte vergangen sein, als sich endlich — es war um Sonnenaufgang — einige Menschen in der Nähe dieses wenig besuchten Ortes bewegten. Der Fischer rief sie herbei und bat sie, sich mit ihm der armen Leiche zu erbarmen. Zu diesem Liebeswerke wollten sie sich lange nicht verstehen, bis ihnen der Schiffer betheuerte, der Verblichene hier sei nicht als Selbstmörder, sondern als Opfer des Zweikampfes aus diesem Leben gegangen.

Einer von den Männern — es waren Feldarbeiter — lief nun zu den nächsten Häusern der Stadt zurück, und kam mit einer Tragbahre und einem Tuche wieder heraus. Nun nahmen und legten die barmherzigen Samariter den Leichnam auf die Bahre, verhüllten ihn dicht mit dem Tuche und trugen dann, von dem Fischer begleitet, das erblaßte Opfer in der Richtung nach jenem Stadtviertel fort, in welchem sich Vater Girolamo's Häuschen befand. Der Fischer vergaß während des ernsten, stillen Leichenzuges die Vorsorge, vorauszueilen und die Familie des Ermordeten auf das Gräßliche, das nachkommt, vorzubereiten.

Girolamo daheim meiselte eben wieder an seinem Marienbilde, und hoffte jeden Augenblick während der frommen Künstlerarbeit, so oft außen ein Tritt vorüberging, den Sohn wiederzusehen. Die Mutter fühlte sich wohler, athmete Wiedergenesung, und war heute einmal recht frühe aufge-

standen. „Wiedersehen! Wiedersehen!“ das klang immer, immer in ihrer Seele nach. Clementine war in der Küche; um Girolamo hüpften wohlgemut die Kinder. Sie alle erwarteten Julius; denn nun galt es, sein Versprechen, wiederzukommen, zu erfüllen. Ach! er kam wieder — in anderer Gestalt.

Clementine ging in die Frühmesse. Auch für Julius, für ihn heute besonders betete sie vor einem Seitenaltare zu Gott mit aller Inbrunst. Die Messe war vorüber, und auch sie befand sich auf dem Wege nach Haus. Schon von Ferne sah sie neugierige Menschen auf der Straße sich um einige Träger und eine niedergesetzte Bahre sammeln. Da fuhr ein entsetzlicher Gedanke durch ihr Gehirn; ihre Ahnung war fürchterlich, und ihr Schrecken wuchs rasch zur Riesengröße, als die Männer mit der Last dem Vaterhause sich näherten. Ihre Füße versagten ihr den Dienst, und im Schmerze ihrer grauenvollen Ahnung schrie sie laut: „Das ist mein Bruder, mein armer Bruder Julius!“ Blaß wie eine Leiche wankte sie nach der Thürschwelle des nächsten Hauses und taumelte da nieder; ihre Sinne schwanden. Eine Nachbarsfrau, die das sah, sprang ihr zu und nahm sich des ohnmächtigen Mädchens an.

Kurz darauf, nachdem dies geschehen, trat der Fischer in Girolamo's Werkstätte. Der Bildhauer hatte ihm den Rücken zugewendet, und vertieft in seine Arbeit bemerkte er nicht sogleich den ernst eingetretenen Unglücksboten. In der Meinung, Julius Tritte hinter sich zu hören, fragte er, ohne sich umzukehren: „Bist du nun da, mein Sohn?“ Der Fischer aber schwieg tiefgerührt; Girolamo, dem keine Antwort ward, vernahm statt deren einen schweren Seufzer, blickte um, und faßte befremdet und höchstbetroffen den Fischer in's Auge.

„Signor, seid Ihr Meister Girolamo, der Bildhauer?“ fragte der Fischer, und auf des Meisters Bejahung sprach

er: „Ihr werdet wohl gefaßt sein, guter, armer Mann des Unglücks.“

Girolamo, noch von den spielenden Kindern umgeben, fuhr zusammen, hieß die Kleinen zur Mutter hineingehen, und mußte sich niedersetzen. Seine Hände zitterten, seine Kniee fingen an zu schlottern, das Marmorbild der Heiligen schien vor seinen dunkeln Blicken zu wanken, und das Jesuskind in ihren Armen sich zu bewegen. Starr am Boden haftete Girolamo's Blick, sein Gehirn berührte der heiße Anhauch des Wahnsinnes. Er lachte auf; es war ein schreckliches Lachen.

Da ward es dem benachrichtenden Fischer selbst ganz seltsam zu Mute. „O wehe, wehe, wehe Euch!“ versetzte er und schüttelte bedenklich den Kopf. „Vater, Euer Sohn Julius ist vor der Thür.“

„Gut,“ entgegnete der Meister, ohne den starren Blick der Trostlosigkeit vom Boden zu reißen und zu erheben; „gut; so lasset ihn nur hereinkommen! Aber tragt ihn nicht zu mir herein! hört ihr? Tragt ihn nicht zu mir! — Seine Mutter ist krank, mein Fuß steht, ich fühle das, auf dem Rande des Grabes. Hört ihr das, ihr Männer des Entsetzens? Ich will keinen Todten in's Haus.“ — Mit aller zusammengerafften Gewalt der Seele sprang Girolamo jetzt auf, und umklammerte mit pressenden Armen das Marienbild. Sein Bild ging über in heilige Mildniß und betete, seine Lippe bewegte sich stumm, als wolle er das ewige Erbarmen des Himmels auffodern, ihn jetzt nicht ganz, nicht ganz zu verlassen. Als er wieder umsah, war der Fischer hinweg.

Girolamo hielt das kalte Heiligenbild noch fest umschlungen, als die Träger mit dem Fischer und mit der dichtverhüllten Last der Bahre in's Haus der Trauer kamen. Der Meister überflog die Scene mit einem Blick und erhob beide Arme flehend nach Oben: „Gott des

Himmels, ich bin Vater; gib mir Kraft!« Er glaubte gefaßt zu sein, und zog das Tuch von seines Sohnes Leiche mit zitternder Hand hinweg. Dieser Anblick, das blutige Bild des Ermordeten, erschütterte das Mark seiner Gebeine und zermalmte ihn; weinen konnte er noch nicht. Er setzte sich nieder vor der Leiche des Geliebten, und drückte sein Gesicht in die Hände, daß er nicht sehe das Herzzerschneidende vor ihm.

Eben kam Clementine zurück und von Außen in die Werkstätte des Vaters herein. Ein Blick auf die enthüllte Leiche des Bruders, ein durchdringender Schrei und ein Sturz aus der Werkstätte in's Wohnzimmer war das Werk Eines Augenblickes. Vor der Mutter brach sie zusammen. Auf der Mutter und der Kinder Gesichtern malte sich der sprachlose Schrecken ab.

„O Jammer ohne Grenzen! o Herzeleid ohne Maaß! — Er ist todt! mein Bruder ist todt wiedergekommen!« So rief und weinte sie in Einem fort; „unsere Stütze ist erschlagen, sie haben ihn ermordet! O wehe, wehe uns!«

Die Mutter suchte das Bett — der Schlag war geschehen, und es bedurfte keines zweiten mehr. Die Kinder wimmerten unter Clementinens Armen. Als sie sich vom ersten Schrecken wieder erholt hatte, wankte sie zum Vater hinaus. Noch war der Fischer da. In des Vaters Armen flößte sie diesem Trost und Ergebung ein, während sie selbst in Thränen zerfloß. Sie sah den Fischer, und zu diesem gewendet sprach sie: „Gut, Ihr seid noch da. Licht will ich haben und den Mörder meines Bruders durch Euch kennen. Willfahrt der Bitte der Schwester, nennt mir den Räuber dieses jungen, theuern Lebens und unserer Hoffnungen. Ihr könnt, Ihr müsset Zeuge dieser Gott geklagten Blutthat gewesen sein.«

Der Fischer nickte und willfuhr, indem er, nach Angabe des Sterbenden, den Grafen Isogard als Julius Mör-

der im Zweikampfe nannte. Girolamo hatte nicht sobald dies gehört, als er den nahe liegenden Meissel ergriff, seine Linke auf die Sohnesleiche legte und feierlich sprach: „Du hast deine Schwester gerächt, mein Sohn. Dich räche dein Vater an dem Grafen. Ich werde ihn finden und nicht vergessen, daß du der nährende Sohn eines gebeugten Vaters, unsere Stütze warst. Erst wollen wir dich begraben. Meine Tochter, bändige deinen Schmerz und arbeite, damit wir die Begräbnißkosten bestreiten. Euch, ihr Männer, dank' ich für den traurigen Liebesdienst. Fodert nicht mehr; denn ich bin der Aermste der Väter geworden, der Reichste an Schmerz."

Mit Wehmut verließen der Fischer und die Träger die Trauerscene. Die Thränen der Familie Girolamo's fing ein Engel des ewigen Lichtes auf, und zählte sie vor, eine nach der andern, am Throne des Weltenrichters, und wägte sie, bis die Stunde der Wiedervergeltung schlüge. Clementinens Schützer, der beste Bruder, war nun todt.

Achtes Kapitel.

Der Gefangene.

Graf Isogard hielt es nun für das Rathsamste, als Julius, der Vielbeweinte und allgemein Betrauerte, begraben war, sich wenigstens für die erste Zeit aus Rom zu entfernen, um den Nachstellungen des Gerichtes zu entgehen. In Gemeinschaft mit Gangolf bewohnte Derselbe daher eine Villa seines in Lyon abwesenden Vaters. Er hielt dies für um so nothwendiger, als ihm das böse Gemurmel zu Ohren kam: man bezeichne ihn mit ziemlicher Bestimmtheit als Julius Mörder. Diese in Rom umschleichende Sage war natürlicher Weise von Niemand anders, als dem Fischer,

ausgegangen, der oft, um seine schmackhaften Tiberfische den leckern vornehmen Römern zu verkaufen, auf den Fischmarkt der Hauptstadt kam.

Auf seinem Landgute, in diesem Schlupfwinkel des verbrecherischen Lüstlinges, wartete nun Isogard, einige Meilen von Rom entfernt, die Zeit ab, bis das Gerücht sich wieder verloren hätte; dann wollte er Rom die freche Stirne wieder zeigen und auf's Neue versuchen, ob Tugend und Armut, seinen goldnen Netzen gegenüber und ihres Schutzes beraubt, nicht endlich nachgeben werde. Ob er sich nicht verrechnete? — Im schlimmsten Falle zählte er auf seine mächtige Parthei unter dem Adel in Rom. Vor dem alten Bildhauer bangte ihm wenig. Obschon es dem Grafen sein Diener oft gerathen, nicht so tollkühn in den Strudel der tückischen Gefahr sich zu werfen, zeigte sich Isogard dennoch, trotz dem Himmel und der Warnung seines innern Richters, bald wieder in der Siebenhügelstadt.

Clementinens Mutter hatte sich um Julius ausgeweint. Die Schreckensnachricht seiner Ermordung, der Anblick der Leiche, der verzehrendste Schmerz und die Sehnsucht, ledig aller irdischen Leiden, wieder vereinigt zu sein mit dem Vorausgegangenen, ihr tödlicher Gram, alles Dies wirkte zusammen, das schwache Band, das sie noch an diese Welt knüpfte, bald aufzulösen. Vom Arzte schon lange aufgegeben, sah sie den sanften, erlösenden Engel des Todes mit jedem Abend ihrem Lager näher treten, um ihr die langgetragne Dornenkrone vieljähriger Leiden auszutauschen gegen die unverwelkliche Rosenkrone ewiger Freude. Wenn sie zurückblickte auf Girolamo, auf die verwaisten Kinder, dann ward ihr das Scheiden von dieser Welt schwer. „Aber du, Vater im Himmel," betete sie dann oft, „du wirst dich erbarmend der Zurückgelassnen annehmen, wirst sie nicht verlassen."

Die Stunde ihrer Auflösung kam. Versehen mit den letzten Tröstungen der Religion des Mittlers, war sie eines

Morgens eine Leiche, kaum drei Wochen nach Julius Tode. So wurde nun auch die Mutter in die Erde versenkt neben dem noch frischen, und von lieben Händen oft bekränzten Grabe des Sohnes. Ein untröstlich armes Geschöpf in Gottes Welt erhob sich Clementine vom Grabe der guten Mutter und ging, die Kinder an der Hand, dem Vater nach Hause nach.

Meister Girolamo setzte sich dann schwermütig in eine Ecke der Werkstätte und starrte, wie in stillem Wahnsinn, das beinahe vollendete Marienbildniß an. In seinem tobenden, thränenlosen Schmerze wälzte er alle Schuld auf das Haupt des Grafen. Seine Lebenskraft war nun geknickt, und so weit er hinausblickte — in seinem Lebensabende blühte keine Blume der Freude mehr auf. An die Tochter noch hielt er sich im Sturme des Unglücks geschlossen, an die übrig gebliebenen Kinder. Oft wollte er, die bangen Kinder beiseite drängend, sich aufmachen und den Grafen aufsuchen, müßte er ihn auch aus dem verborgensten Winkel der Schöpfung zur Rache hervorreißen.

„Vater, habt nur Geduld!“ sprach dann Clementine; „greifet dem Himmel nicht vor! Er wird uns Vergeltung schaffen, gewiß und wahrhaftig. Julius Blut muß ihn rüsten, für Euch in's Gericht zu gehen. Wenn wir auch Euch verlören —? Vater, was dann? Ich darf ihn nicht ausdenken diesen Gedanken; vor meiner Seele, Vater, wird es Nacht. Erhaltet Euch uns!“

„Was dann?“ wiederholte Girolamo, mit den Händen im Busen wühlend, und lachte auf, als wäre er der Vernunft beraubt. Ein kalter Schauer durchflog Clementinen. „Was dann? — Dann ziehe mit den Kleinen auf den Bettel aus, und wenn dies Gewerbe dir zu schlecht wird, dich aneckelt, ergreife ein anderes, entsage der Tugend, — werde verworfen!“ Clementine bebte zurück vor solcher Rede und konnte den Vater nicht begreifen. Der Gedanke: der Vater

könne reif werden für eine Bewahrungsanstalt geistesirrer Unglücklichen, machte sie erbleichen. Ach! die Arme schien aufgespart zu sein, um recht zu fühlen, was Unglück, was Elend ist.

Der Tag langte nicht mehr, und so arbeitete sie nun auch die Nächte hindurch, um das Nothwendige zur Erhaltung des Vaters und der Kinder zu erwerben. Von Lord Bloomfield erhielten sie auch nicht die mindeste Nachricht, und noch weniger eine Unterstützung. Immer noch hatte sich Clementine bisher gescheut, Cäcilien, der edeln Dame, das ganze Schreckliche ihrer Lage aufzudecken. Seit jenem Abende vor Julius Tode war sie nicht wieder bei ihr, und von dem Heimgange des Bruders und der Mutter mußte Cäcilie auch Nichts erfahren haben; sie wäre sonst gewiß den Hinterlassenen zu Hilfe geeilt. Heute Abend wollte Clementine die einsame, für frühere Stunden Büßende besuchen, und dies war ihr um so gelegener, da sie eben ein Kleid für eine Dame vollendet hatte, die auch in jener Gegend Roms wohnte.

Gangolf, des Grafen dienstfertig spähende Kreatur und der eigentliche Mörder des Julius, hatte sich inzwischen einige Mal in die Stadt geschlichen, um zu sehen, ob die Luft rein sei. Das Gerücht über Isogards verübten Mord war bereits verschollen, und dieser Umstand machte Herrn und Diener verwegner. Sie nahmen nun keinen Anstand mehr, sich sogar am hellen Mittag auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Roms zu zeigen. Die Schwester des Gemordeten hatte Graf Isogard noch nicht aufgegeben, und um seinen Höllenplan wieder einzuleiten, mußte Gangolf täglich die Wohnung Girolamo's umgehen, bis er einmal so glücklich wäre, Vater oder Tochter herauskommen zu sehen. War es, daß Clementine einmal des niederträchtigen Grafendieners wieder ansichtig geworden, oder daß sie eine dunkle Ahnung warnte — sie bat den Vater, als es Abend wurde, ihr auf dem Wege

wenigstens von Ferne nachzufolgen, um im Nothfall ihr Schützer zu sein.

„Glaubst du, mein Kind," fragte der Vater mit dem entbrennenden Verlangen, dem Mörder des Sohnes zu begegnen, „glaubst du, der Graf hätte in seinem Gewissen noch Platz für eine neue Schandthat? — Ja du hast recht," fuhr er fort; „es ist möglich, daß sich dieser glänzend aufgeputzte, raubgierige Wolf wieder in der Stadt, und weil es jetzt Abend wird und Julius todt ist, in der Nähe meines Häuschens aufhält. Heute will ich ihn fangen. Du bleibst hier im Zimmer, heute gehst du nicht aus, mein Kind." Mit einem unruhigen Blicke, in dem die bange Frage lag, was der Vater vorhabe, sah sie den Mann an. Girolamo nahm von der Wand eine alte Zither mit zerrissenen Saiten, fuhr bitter lächelnd mit der Hand über die mißtönende Besaitung, und legte das alte Instrument in seiner Tochter Hand.

„Was, um des Himmels willen! was wollt Ihr denn, Vater?" fragte sie, seltsam bewegt. „Soll ich spielen? Wie ginge das? und wozu?" sagte sie dann; „Ihr wisset doch, daß ich häuslicher Arbeiten wegen wenig Zeit hatte, mich für Musik zu bilden. Ich kann nicht spielen, Vater; das war einst Julius Erholung, wenn er des Studirens müde war, oder später als Soldat zu uns kam."

Girolamo's schrecklich bitteres Lächeln kam wieder, und er hieß die Tochter die Saiten aufziehen und, wenn er ausgegangen ist, bei offenem Fenster ein wenig klimpern. Jetzt glaubte sie seine Absicht zu durchschauen. Das werde, setzte er hinzu, den lauernden Raubvogel anlocken, und die Tochter werde ihn, den Vater, schon verstehen; damit sei es genug.

Willig gehorchte die Tochter und spannte die ausgedörrten Darmsaiten auf. Ernst und schweigend öffnete, während sie das that, der Vater selbst die Fenster, mur=

melte: „Nun ist es dunkel genug,“ hieß die Tochter ihre Stellung am Fenster nehmen, steckte, so viel sie sah, eine Waffe zu sich und ging, nachdem er die brave Tochter, sein Liebstes noch auf Erde, geküßt und gesegnet hatte, aus dem Haus. Die zwei kleinen Kinder hatte er in die Nebenstube eingesperrt, die Thüren in seine Wohnung ließ er absichtlich offen. Als er außen am Fenster vorüberging, sprach er zur Tochter herein: „Singe schön dazu, singe, mein liebes Kind, eine reizende Arie oder sonst etwas Süßes, jetzt nur kein Kirchenlied; er wird dich bald hören. Es ist mir vor, als ob er nahe wäre. Singe, laut, lauter, mein Kind! Ich will den Takt dazu schlagen auf das zerstückte Herz eines römischen adeligen Buben.“ Hierauf ging Girolamo auf schleichenden Tritten beiseite, und stellte sich unfern, seinem Fenster gegenüber, in ein Nebengäßchen. Alles war Aug' und Ohr an ihm, Alles in ihm bebte auf.

Girolamo hatte da nicht lange gewartet, als Isogards spähender Diener sich wirklich wieder einstellte. Diesen sehend ging Girolamo sorglos, wie es scheinen sollte, und hart an ihm vorüber, damit ihn Gangolf erkenne. „Vortrefflich! ganz vortrefflich!“ flüsterte der Späher; „der Alte geht.“ Sogleich klatschte er in die Hände, der Graf erschien, hörte Spiel und Gesang, sah die Schwester des Ermordeten an dem Fenster — und ging in des Bildhauers offene Wohnung. Gangolf blieb als Wächter außen zurück.

So wie Girolamo glaubte, der Bösewicht sei nun in die gestellte Falle gelaufen, eilte er in sein Haus zurück. Dessen hatte sich Gangolf nicht versehen, und die Listigen besiegte eine wachsamere List. Es war zu spät, den Grafen durch ein Zeichen von des Meisters überraschender Zurückkunft in Kenntniß zu setzen. Gangolf wollte dem Vater den Weg vertreten, doch Dieser drängte den scham- und ehrlosen Diener zur Seite mit aller Kraft seines Alters, warf die Thüren hinter sich zu, verschloß doppelt, und wie

urplötzlich aus dem Boden aufgestiegen, stand er vor Isogard, der, keines Wortes mächtig, den beleidigten Vater anstarrte. Bevor es sich der Graf versehen, hatte ihm Girolamo den Degen von der Seite gerissen. Gangolf, für seines Herrn Leben besorgt, eilte schnell nach Hilfe für den Gefangenen.

„Edelgeborner unedler Mensch," sprach der Meister mit Unterdrückung seines tobenden Blutes, „mit diesem Stahl durchbohrtet Ihr das Herz meines Sohnes. Ihr seid nun in seines alten Vaters Gewalt. Was soll nun ein durch Euch unglücklicher Vater thun? Wenn es jetzt Blut um Blut, Sohn um Sohn gälte? Gebt mir meinen Sohn zurück! Ihr könnt nicht. Gott vergebe mir! ich kann nicht anders." Mit diesen letzten Worten zückte er, während Clementine zwischen Beide rannte, den Degen nach dem zitternden Schändlichen. Anstatt das Ziel, das Herz des Verruchten, zu treffen, stach er dem Grafen durch den vorgehaltenen Arm, zerbrach den Degen und schleuderte die Stücke durch das offene Fenster hinaus.

Isogard blutete heftig aus der Wunde; denn eine Ader war ihm verletzt. Indem erschien Gangolf vor der Wohnung mit Häschern. Auf ihr ungestümmes Pochen ging Girolamo ruhig, um ihnen sein Haus zu öffnen. Die Häscher drangen in's Zimmer, dem blutenden Grafen zu Hilfe, und Girolamo sagte ganz ruhig: „Ich hab' es gethan; ich konnte nicht anders, wär' auch das Schaffot vor mir gestanden. Gott helfe mir!" „Und ein Gleiches hat er zu erwarten von dieses Mannes Tochter," setzte Clementine hinzu, „wenn er es je wieder wagt, mich zu versuchen. Gott helfe auch mir und den schutzberaubten Waisen!"

„Thut eures Amtes am Vater!" gebot Isogard den Häschern; „nehmt ihn gefangen und führet ihn zu Gericht im Namen des Grafen Isogard, der ich selbst bin; denn seht, er hat mich wie ein Meuchelmörder angefallen." Die Häscher

säumten nicht, nach Isogards Befehl zu thun, und umringten Girolamo. Dieser nahm und segnete noch ein Mal seine Kinder und gab sich, im Vertrauen auf das heilige Recht seiner verfochtnen Sache, den Häschern hin.

Girolamo, der Arme, ward noch in derselben Nacht in's Gefängniß geworfen, und so waren nun Clementine und die Kinder ganz verwaist und verlassen. Selbst in Thränen zerfließend, tröstete sie die kleinen wimmernden Engel, daß sie den Vater bald wiedersehen werden; denn er sei unschuldig, und mit der Unschuld sei Gott. Dann brachte sie die Kinder zur Ruhe. Sie selber hatte keinen Schlaf, und weinte sich die Nacht über aus in den Armen der Religion. Ein guter Vater über den Sternen wacht, und Gott verläßt die Seinen nicht.

Neuntes Kapitel.

Die Magd.

Tage und Wochen waren vergangen, und noch war der arme eingekerkerte Girolamo nicht verhört worden. Er schmachtete in dem unterirdischen Gewölbe, und seufzte nach Verhörung vor Gericht und nach Freiheit und Rückkehr zu seinen lieben Kindern umsonst. Diesen Umstand benützte Graf Isogard zu seinem Vortheil. Erst reinigte er sich von dem Verdachte des Mordes am Offiziere des Pabstes; was er um so leichter konnte, da, außer Gangolf, Niemand mit Bestimmtheit gegen ihn zeugen konnte, selbst jener Fischer nicht; denn Bosca — so hieß Dieser — war inzwischen gestorben. Dann beschönigte er vor Gericht mit der Maske der Unschuld seinen Besuch in Meister Girolamo's Hause so, daß die Richter, durch Gold geblendet oder aus Furcht vor Isogards mächtiger Parthei, keine Schuld an dem Grafen fanden.

Und wer sprach für den unglücklichen Girolamo? Nichts, als sein gutes Bewußtsein und der fern scheinende Himmel. Clementine eilte, von Sorge und Angst um den Vater getrieben, oft zu Gericht; aber die Thränen der Unschuld flossen umsonst, und die Criminalrichter wiesen die Tochter von den Schranken des Blutgerichtes zurück.

Wie eine Geächtete hatte sie nirgends Ruhe, und selbst in der Kirche verfolgte sie das Bild ihres unschuldig leidenden Vaters. Ihre Lage grenzte an Verzweiflung. Gott und die ganze Welt schien sie aufgegeben und verlassen zu haben. Rath- und hilflos saß sie mit den Kindern im ausgestorbenen Vaterhaus, und unter zwei Wegen, zu Cäcilien oder — zu Sebald, hatte sie die traurige Wahl.

„Ich würde der gütigen Dame mit den Kindern zur Last fallen," dachte sie; „Gott wird helfen in höchster Noth. Der Vater im Himmel, der Allerbarmende, lebt ja noch. Sei du getrost, Clementine!"

Das Brod war aufgezehrt, die Kinder hungerten und weinten an ihr hinauf wie an einer Mutter. Das drückte ihr Herz so, daß sie oft glaubte, es müsse ihr vor Wehe zerspringen. Da kam eines Morgens, als sie gerade sich auf den Weg zu Cäcilien machen wollte, der Juwelier in's Haus. Er war diesmal auffallend freundlich, und er schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Von der traurigen Lage der Waisen hatte er unter der Hand Nachricht erhalten; und war seine Absicht, Clementinen in sein Haus aufzunehmen, auch nicht die redlichste, so rechnete er doch, die Unglückliche mit dem Anscheine der erbarmenden Nächstenliebe zu gewinnen. Sie wischte sich die Thränen aus den Augen, und schaute den scheinfreundlichen Mann mit Scheue und nicht zu bergender Abneigung an; denn sie erinnerte sich noch zu gut an sein hartes Verfahren, an seine unmenschlich grausame Bedrängung des Vaters mit dem Schuldschein. Er lächelte, sie zürnte.

„Schwester!“ riefen die Kinder, indem sie mit ihren schwachen Aermlein Clementinen umwanden, „Schwester, bedecke, beschütze uns vor diesem Mann! Er will uns von dir losreißen, wie die Häscher den armen Vater.“ „O seid ruhig, liebe Kinderchen!“ ermunterte Sebald die Eingeschüchterten. „Euer Vater will ich sein, wenn ihr wollt mit mir gehen. Seid Ihr ganz ruhig! Ich thue euch kein Leides an. Kommt nur her zu mir von der Schwester, fürchtet euch nicht vor mir; denn ich habe Kinder recht herzlich lieb. Ich gebe euch zu essen und zu trinken. Schöne Kleider gebe ich euch und Bette unb Spielzeug, wenn ihr wollt mit mir fortgehen. Wollt ihr kommen?“ Aber noch fester schlossen sich die zitternden armen Wesen an die Schwester, da Sebald einige Schritte näher machte; ja, der Knabe schrie aus beklommenem Herzlein um Hilfe. Um ihn zu stillen, wollte ihm der freundlich thuende Juwelier etwas Süßes, mitgebrachtes Zuckerbackwerk zustecken. Eduard aber war nicht zu bewegen, das Geschenk des gefürchteten Mannes anzunehmen.

„Herr Sebald,“ fragte Clementine, nachdem sie die Kinder beruhigt hatte, „sagt mir offen und rein heraus, was ist die wahre Absicht Eures unverhofften Besuches? Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß Ihr uns nach jenem Auftritte noch diese Ehre schenket. Hat mein und dieser armen Würmer Elend vielleicht ein menschliches Gefühl in Euch geweckt? Hätte christliche Liebe in Euch ein Herz gefunden?“ Mit der erheuchelten Miene des Erbarmens erklärte darauf der Juwelier: ihre grenzenlose Noth habe ihn auf die christliche Gesinnung gebracht, Clementinen wenigstens, wenn sie sich jetzt dazu verstehen könnte, in sein Haus, nicht wie eine Dienstmagd, nein, wie eine liebe Pflegtochter einzuführen. Seine Magd habe er, einer Veruntreuung wegen, entlassen. Er selbst sei inzwischen in sich gegangen und arbeite an der Besserung seines Wesens; so sehr habe ihn jüngst eine

Predigt erschüttert. Er wolle sich jetzt, da er dem Grabe näher rücke, dem Himmlischen zuwenden. — Das waren Worte, die Clementinens Vertrauen bis auf einen gewissen Grad gewannen. Sebald versprach ihr leichten Dienst und dreifachen Lohn, und spiegelte ihr die schönsten Tage in seinem Hause vor. An der guten Tochter wolle er nun gut machen, was er am Vater verschuldet.

„Wenn ich,“ entgegnete Clementine, „Euch in Euer Haus folge, so behandelt mich nicht freundlicher und nicht härter, als Eure um Lohn dienende Magd. Nur unter dieser Bedingung kann ich mich entschließen, diese Waisen zu verlassen, um sie und den Vater nicht hungern zu lassen. Dienen — ein hartes Wort! Gott im Himmel, es ist dein Vaterwille. Ich nehme den Kelch — Dein Wille geschehe! O mein Vater, armer, im Kerker schuldlos schmachtender alter Mann, ich bringe dir das Opfer meiner Freiheit, dir, guter Vater, und euch, ihr ganz verlassenen Geschöpfe. Clementine geht; was wird aus euch?“

Dies hörend vermochte der verhärtete Juwelier kaum, seine innige Rührung über diesen Triumph kindlicher Tugend zu verbergen; er war bewegt, erschüttert. Nochmals sicherte er ihr hohen Lohn und die geziemendste Achtung ihres Standes zu. Und sie, ihm vertrauend und von der unabwehrbarsten Noth gedrängt, sagte zu. So wie er ihr ausgesprochenes Jawort hatte, versprach er, auch für die Kinder zu sorgen.

„Und wohin,“ fragte sie, bekümmert um das Schicksal der Kleinen, „wohin sollen denn diese elternlosen Wesen verstoßen werden?“ „Diese,“ antwortete er, „kommen in's Waisenhaus. An eine baldige Erlösung Eures Vaters aus der Kerkernacht ist bei der Langsamkeit gerichtlicher Verhandlungen nicht leicht zu denken, — und Graf Isogard wird dennoch siegen.“ Auch Clementine fürchtete dies, und ihre

Hoffnung, bald beim freien Vater wieder zu sein, senkte die gebrochnen Flügel.

Meister Sebald kannte persönlich den Verwalter des Waisenhauses, und noch desselben Tages führte er selbst aus Clementinens Armen ihm die Kinder als ihrem zweiten Vater zu.

Sobald der Abend kam, packte Girolamo's Tochter im gänzlich ausgestorbnen Hause ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, schloß die Fenster und die Thüren, ließ die stille Wiege ihrer Kindheit, den kleinen Schauplatz so großer Leiden hinter sich, — und zog in des Juweliers reiches Haus als niedere Dienstmagd ein.

Schöner, als alle Brillanten des Juweliers hier, glänzte die Zähre, die solch ein Entschluß kindlicher Liebe und Entsagung aus ihrer Seele preßte. Meister Sebald und ein alter Diener, Namens Adam, waren die ganze Inwohnerschaft des großen Hauses; — und Clementine sollte da eines leichten Dienstes sich freuen! Ihr Dienstherr wies ihr sogleich ein reinlich Stübchen an, ließ sie ihre mitgebrachte Habe auspacken, deutete ihr kurz ihre künftigen Dienstpflichten an, und ging mit den Worten: „Nicht wahr? Elend bricht den Stolz. Nun habe ich Euch doch bekommen.“ Sie verschluckte gelassen und ergeben diese harten Worte, und schwieg. Dies war ein bitterer Vorschmack kommender versprochnen schönen Tage.

Und die Magd arbeitete fromm und fleißig im Dienste des Herrn, und Sebald fand an ihr Nichts zu tadeln, als den züchtigen Ernst, den sie gegen ihn beobachtete. Je züchtiger sie sich gegen den Herrn zeigte, um so größer ward seine Freundlichkeit. Er mochte sich gegen sie benehmen, wie er wollte: die Reinheit ihres Wandels und die Unsträflichkeit ihrer Gesinnung drang ihm Achtung gegen die ebenso brave als schöne Tochter Girolamo's ab. Sie hatte, als sie kaum acht Tage lange den Kelch des Lohndienstes gekostet,

eine Bitte auf dem Herzen: sie bat den Juwelier um Wochenlohn, und Meister Sebald willfuhr um so bereitwilliger, da er wohl ahnen konnte, wohin die Tochter den Lohn trug. Wie eine fromme Taube eilte Clementine jeden Sonnabend in der Dämmerung zum Kerker des Vaters, und brachte dem lieben Schmachtenden Nahrung, Trost und Hoffnungslicht in seine grauenvolle Nacht. Noch immer war Girolamo nicht verhört.

Eine der rührendsten Handlungen kindlicher Liebe war es, wenn sie, zitternd vor Häschern, vor dem Eisengitter des Kerkers stand, und Speise und Trank dem leise dankenden Vater hinabließ, und ihm Mut und Hoffnung zusprach. In ihrem Wahne, daß Graf Isogard, ermüdet an ihrem edeln, unbeugsamen Trotze, seine Nachstellungen aufgegeben habe, täuschte sie sich sehr. Denn Gangolf, sein Späher, hatte nicht geruht, bis ihr Aufenthalt im Hause des Juweliers aufgespürt war. Ohne daß sie es auch nur ahnte, war ihr der Elende oft nachgeschlichen, wenn sie mit ihren Gaben für den Vater das Kerkergitter besuchte. Des Grafen schnöde Hoffnung hob sich wieder auf kühnen Schwingen. Aber — Gott verläßt die Seinen nicht.

Clementine kam, in Folge ihrer obliegenden Dienstverrichtungen, oft in den mit Gold und buntfarbig blitzenden Edelsteinen reichgespickten Laden des Juweliers. Unter den hier stralenden Edelsteinen war einer der Schönsten, ja, wohl der Herrlichste, in Lord Bloomfields verhängnißvollem Brillantringe, der sich hier wieder vorfand. Mit inniger Wehmut betrachtete sie oft das an den hartherzigen Mann verlorne Kleinod, ihren theuern Brautschatz, unter der Glasdecke, die zu öffnen einer gewandten Hand nicht schwer sein müßte. Eines Morgens, als sie eben wieder in betrübten Gedanken vor dem Ringe stand, überraschte sie der mißtrauische Juwelier. Leisen Trittes näherte er sich ihr im Rücken, und sie erschrack heftig und sichtbar, obschon sie sich keines sünd-

lichen Vorhabens bewußt war. Aengstliches Mißtrauen und scheelsüchtiger Argwohn regten sich sogleich im Herzen des Herrn; denn er hatte jene prophetischen Worte der Magd: „Ich bekomme den Ring wieder,“ noch nicht vergessen. Ja der Mißtrauische ging so weit, daß er in seinem Argwohn glaubte, Clemente habe sich vielleicht blos in der Absicht zu ihm verdingt, um ihn bei erster bester Gelegenheit um den Ring zu bestehlen.

„Nehmt Euch wohl in Acht!“ warnte er mit erhobenem Finger; „fürchtet den Herrn und — das Criminalgericht!“

Den kränkendsten Argwohn im Busen nährend, wie eine junge Schlange, bis sie ihn sticht, war Sebald so abscheulich, die redlichste Magd bisweilen in die reizendste Versuchung zu einer Entwendung zu führen. Hinter der Thür lauschend, ließ er sie bei dem geöffneten Glasschränkchen oft allein. Sie sah die gestellte Falle, und ging nicht hinein. Die treue Magd gedachte des siebenten Gebotes nicht weniger, als des vierten, — und ließ den Brillantring unberührt. Wie sie ihn wieder bekommen werde, diese Sorge stellte sie Gott anheim.

Es währte nicht gar lange, so wehklagte Meister Sebald — über das entwendete Kleinod. Und war Clementine die Schuldige? War dies möglich? — Sie, die fromm und standhaft war wie eine Heilige, — nun eine Verbrecherin?

Zehntes Kapitel.

Der Diebstahl.

Es war eines Sonntags Morgens. Nach dem eben geendeten Gottesdienste drängte sich viel Volk aus allen Ständen auf der Straße vor Meister Sebalds Hause hin

und her. Aus des reichen Juweliers Laden flimmerten und funkelten durch die großen Glasscheiben die edelsten Schätze der Erde an Gold, Silber und vielwerthem Gestein. Es war das eine Pracht, die das Auge blendete. Unter der auf- und niederwogenden Volksmenge befand sich auch Gangolf.

Der Juwelier hatte diesen Morgen ein dringendes Geschäft noch vor Mittag bei einem mit Bijouterie handelnden Juden aus Venedig in einem nahen Gasthofe abzumachen. Ehe er zu dem Juden ging, band er Clementinen die äußerste Wachsamkeit über seine wohlverschlossenen Schätze auf. Mit einem prüfenden Blicke überflog er diese, fand Alles in Ordnung und ließ die Dienende allein im Laden zurück.

Kaum hatte er sich einige Augenblicke vom Hause entfernt, so bemerkte Gangolf den rechten Zeitpunkt, unter dem Vorwande, da Etwas für seinen gräflichen Herrn einkaufen zu wollen, in des Juweliers Laden zu Clementinen zu gelangen. Keck und frech, wie er war, trat er ein, betroffen erkannte sie den Menschen wieder.

„Was wollt Ihr? Der Herr ist ausgegangen,“ sprach sie, um einen Menschen, in dessen Nähe ihr unheimlich zu Mute ward, fortzubringen. Gangolf entgegnete: „Was thut das, liebes Kind? Besehen darf man doch wenigstens diese allerliebsten Sachen hier, Jungfer Magd? Mein Herr, der Graf,“ fuhrt er fort — „Ihr kennt ihn wohl — trägt Lust, sich für seine Braut den schönsten Ring zu kaufen, der hier im Laden funkelt. So lasset mich doch sehen!“

Bloomfields Ring stach ihm sogleich und zu reizend, zu verführerisch in's Auge, und ein höllischer Gedanke zuckte durch sein Gehirn. Ein gottvergeßner Mensch ist jeder Schandthat fähig, wenn ihn nicht sogleich der Henker beim Haare faßt. Tugend und Gewissen sind ihm Spott.

In diesem Augenblicke besuchten, begleitet von ihren am Eingange harrenden Lakayen, auch einige römische Edeldamen

den Laden, und schon wollten sich diese auf Clementinens Bedauern, daß Meister Sebald außer Hause sei, wieder entfernen, um später zu kommen. Da zersprang hinter den Lakayen, die sich unruhig bewegten, klirrend ein Glas. Zugleich fiel ein Glasschränkchen zu Boden, so, daß Ringe, Dosen, Goldkettchen, Armbänder, Edelsteine und allerlei sonstige Pretiosen in wüster Ordnung durcheinander am Boden lagen. Die Damen waren bestürzt, und selbst Gangolf schien es zu sein. Die Lakayen machten sich sogleich aus dem Laden. Gangolf war augenblicklich gefaßt, die böse Schuld auf die bäurische Ungeschicklichkeit der Lakayen, wie er sich ausdrückte, zu schieben, äußerte herzliches Bedauern über das kleine Unglück, und entfernte sich so wie die Damen.

In hoher Angst vor dem Zorne des Juweliers schloß Clementine sogleich die Thür, ließ Alles durcheinander liegen, wie es gerade lag, ging in das Zimmer und erwartete da mit bangem Herzensklopfen Sebalds Heimkehr. Was fehlte, das hatte sie in ihrer ersten Bestürzung nicht gesehen.

Schon war es nächst Mittag, und noch immer erschien der ängstlich erwartete Meister nicht. Endlich eilte er aus dem Gasthofe zurück. Er mußte einen guten Handel mit dem Venetianer Juden gemacht haben; denn seine gewinnfrohe Miene konnte das nicht läugnen. Freude beflügelte seine Schritte nach seiner Wohnung. Keine Unglücksahnung stieg in ihm wie ein schwarzes Wetter auf. Er steckt den Schlüssel an, will sich wundern, daß die Thür geschlossen, öffnet, sieht den Boden übersäet mit dem blinkenden Golde, den glitzernden Pretiosen — und taumelt sprachlos vor Schrecken, als hätte ihn der Schlag berührt, in die Ecke des Ladens.

»Ich bin bestohlen!« jammerte er seufzend und rang mit der Geberde der Verzweiflung die Hände. Abscheulich genug, daß sein erster Gedanke auf die schuldlose Dienstmagd fiel. „Gerechtes Gericht Gottes! ich hätte das ver-

dient," dachte er dann. „Wenn die Diebin nur noch im Haus ist, und nicht mit dem Raube entfloh." Dabei fielen ihm natürlich wieder die Worte ein: „Ich bekomme den Ring wieder." Wie mit zwanzig Augen überflog er musternd das Heer der Ringe; — der prächtige Brillantring Bloomfields fehlte! Vielleicht findet er sich. Sorgfältig und Alles wohl betrachtend klaubte er, am Boden knieend im Feierkleide und die Brille im Gesicht, die Pretiosen auf, Eines nach dem Andern, und brachte sie alle wieder an ihren vorigen Platz. Das letzte Juwel saß an seinem Orte; allein Bloomfields Kleinod fehlte! — Im Stillen und mit verbißner Wut verschwur sich Sebald: den Ring müsse er von ihr wieder bekommen, sollte es auch nöthig sein, ihr ihn aus dem blutenden Herzen herauszuschneiden. Seine Adern liefen auf in seinem schwellenden Ingrimm, und ein gräßliches Feuer leuchtete düster aus seinem Auge. Er murmelte heiße, unchristliche Verwünschungen gegen die Dienstmagd als das Unglück seines Hauses. Er schlug seine Brust als ein armer, niedergebeugter Mann, und das peinliche Gericht mit all' seinen Schrecknissen schwebte um seine gemarterte Seele.

An allen Nerven zitternd hörte ihn Clementine vom anstoßenden Zimmer aus im Laden; seine Verwünschungen waren ihr entsetzend zu Ohren gedrungen. Die Arme befand sich in Todesangst und fürchtete sehr, diese möchte ihr jetzt zur falschen Zeugin gegen ihre Unschuld werden. Sie rang um Fassung. „O hilf mir, gnädiger Himmel! stehe jetzt Du für mich!" So seufzte sie, und erwartete bebend den vollen Ausbruch der Wut des bestohlnen Juweliers. Er kam herein.

Nachdem er sie lange, durchbohrend und vor heißer Erbitterung keines Wortes mächtig, angeblickt hatte, brach er in die Worte aus: „Heute ist der Tag des Herrn; da

geht es nicht. Morgen jedoch stehst du vor den Schranken des Criminalgerichts. Gott helfe dir! ich kann es nicht.«

»Wohl weiß ich, Herr Sebald,« antwortete sie, »was Euch also erbittert: eine Frevelhand hat sich an Euerm Gute vergriffen; aber glaubt mir, ich bin unschuldig daran wie ein neugebornes Kind.«

Er glaubte ihr nicht.

»Ich will nicht hoffen auf die ewige Seligkeit,« betheuerte sie, »wenn ich Eure Abwesenheit benützt, um ein Verbrechen zu begehen.«

Was half es? Er glaubte auch dieser Betheuerung nicht. Und hätte sie sich bei allen Heiligen Italiens verschworen: sie mußte gestohlen haben. Criminalgericht! — Dies Wort durchflog ihre Seele mit Schaudern. »Du hast Bloomfields, oder besser, meinen Brillantring gestohlen,« behauptete er, »und listig Alles, wie in der Eile oder aus Versehen, durcheinander geworfen. Du bist ein Kind des Henkertodes, Verbrecherin. Wo ist der Ring?«

»Ach Herr! bringet mich um! — von dem Ringe weiß ich Nichts. Gott, der Allwissende, sei mein Zeuge, daß ich ihn nicht habe. Glaubt wenigstens meinen Thränen, wenn nicht meinen Worten! Um des barmherzigen Himmels willen, bringet mich nicht so weit, nicht zu Gericht!«

Sie muß das Kleinod haben; das war nun einmal seine vorgefaßte feste Meinung. Er drängte sie unerbittlich, dasselbe herauszugeben, bevor es zu einem Todesurtheile kommen müsse. In ihrer Herzensangst eröffnete sie nun: der Diener des Grafen Isogard, ein schlechter, grundverdorbener Mensch, sei in den Laden gekommen, und Derselbe habe da mit ganz besonderer böser Lust die Pretiosen betrachtet. Kurz darauf haben sich auch einige Edeldamen eingestellt mit ihren Lakayen. Plötzlich sei da, sie wisse nicht wie, der Glasdeckel zersprungen und das Schränkchen auf den Boden gefallen. Der Diener sei darauf verschwunden.

Er oder einer von den Lakayen müsse den Raub begangen haben. „Ausgesonnene Lüge!“ sprach Meister Sebald. Flehend und in ihren Thränen schwimmend bat sie den argwöhnischen Mann, er möge sie doch vor der Schande und Verrufenheit einer Diebin bewahren, ihre Ehre nicht auf die Schandbühne bringen, sie nicht als eine Verbrecherin vor das peinliche Gericht schleppen lassen. Zu seinen Füßen wand sie sich wie ein Wurm.

„Verschonen? dich, Diebin, verschonen?“ sprach er; „Barmherzigkeit üben an einer solchen Verbrecherin? O nein! die Folter wird schon das Geheimniß an das Licht bringen. Mache dich auf die Folter bereit!“

„Jesus! Herr Sebald!“ rief sie aus, und las aus der schrecklichen Miene des Unmenschen den furchtbaren Ernst der Wahrheit seiner Gesinnung. „Herr, Ihr zermalmet meine unschuldige Seele mit dieser Drohung. Nicht Euer Erbarmen, nur Gerechtigkeit für mich!“ Sie bat und flehte umsonst. Der ungerührte Meister verlangte jetzt das Mittagmahl. Clementine ging trostlos in die Küche, und salzte da die Speisen für ihn mit ihren immerfort fließenden Thränen. Aber eben diese Thränen der leidenden Unschuld sollten als Rosen ihr später über die Dornen schmerzlichster Prüfung aufgehen; denn — Gott lebt! und der gute Vater im Himmel verläßt die Seinen nicht.

Eilftes Kapitel.

Der Jude.

In einem abgelegenen Winkel Roms, wo nur die nothgedrückte Armut, das in Lumpen gehüllte hungernde Elend und die licht- und gerichtscheue Verworfenheit wohnte, be-

fand sich ein enges, schmutziges Gäßchen. In diesem Gäßchen und unter den armseligen Wohnungen in demselben zeichnete sich besonders ein alterschwaches, schwarzes Häuschen — Barracke wäre besser gesagt — mit seinen theils vermauerten, theils mißtrauisch behangenen kleinen Fenstern und seiner niedern Bedachung aus.

Ein graubebarteter Mann aus dem Volke Israels, ein bekannter, eingefleischter Christenhasser, wohnte und trieb darin sein unheimliches Geschäft, — Schacherhandel, und wo es ging, Diebstahl und Raub. Es war dies Niemand anders, als — der alte BenJakob. Die Schmach der Verachtung lag schwer auf seinem Haupte; sie beugte den harten Juden nicht, und er rächte sich für diese kränkende Verachtung von Seite des Nazarenervolkes, wie er die Christen schalt, auf jede mögliche Art, wo er Gelegenheit fand, die ihn fürchtenden Christen seinen Gegenhaß fühlen zu lassen. Mit einem ungeheimen Grauen wich man dem BenJakob aus; darum spie er den schäumenden Geifer seines jüdischen Ingrimmes über seinen Bart, wo er an einer offenen Kirche oder einem Bildnisse des Gekreuzigten vorüber mußte.

Des alten BenJakobs Weib Chava war längst zu ihren Vätern gesammelt; seine zwei Kinder hatte der Todesengel ihm in ihrer frühesten Kindheit erwürgt. So fristete der alte Jude einsam im schwarzen Häuschen, nur von einer betagten jüdischen Magd bedient, seine Tage mit Wucher, Schacherhandel, mit Diebereien oder überlistendem Betruge. Christen zu betrügen hielt er für keine Sünde; an seinem Volke that er Gutes.

An demselben Tage des Herrn war es, an dem Sebald Wehklage erhob über sein entwendetes Kleinod. Der Jude ging Sonntags nicht aus unter das gehaßte Christenvolk, um sich nicht preiszugeben ihrem Spott und Hohne oder ihrer Mißhandlung durch Stöße oder Steinwürfe. In seiner Stube saß er dann hinter dem dichtbehangenen Fenster,

zählte und wägte, wenn er eben nicht im Talmud las oder zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs betete, sein Gold, oder er beschnitt die schönen Dukaten der Christen.

Auch heute wägte BenJakob Gold und freute sich einiger Brillanten, die ihm in die Hände gerathen. Clementinens Kettlein war schon längst bestimmt, im Tiegel des Silberarbeiters verschmolzen zu werden. Ob sie es wieder erhalten? —

Rahel, die alte Dienstmagd, flickte dem Herrn gerade die Lappen der zehn Gebote, die BenJakob, wie Jeder seines Volkes, auf der Brust verborgen trug. Diesen Juden nun kannte Gangolf; denn kein Winkel in Rom war diesem Menschen unbekannt. Von Sebalds Laden aus nahm er seinen eiligen Weg in der Richtung nach BenJakobs Wohnung; denn des Ringes mußte der Räuber heute noch los sein, sonst erreicht ihn der Arm der Gerechtigleit.

Gangolf kam um die Stunde vor Mittag an die niedere Hausthür des Juden und fand diese von Innen verschlossen. Seine vorüberlaufenden Tritte hätte das scharf hörende Ohr BenJakobs wohl vernommen, wären sie auch noch so leise gewesen. Denn ein böses Gewissen erschreckt beim leisesten Geräusche. Gleich einem Taschenmesser fuhr plötzlich der Jude zusammen, als er Jemanden durch seinen Hof hereinlaufen hörte. In der Meinung, das könne ein Diener des Gerichtes sein, raffte er schnell sein Gold und seine Pretiosen zusammen, und warf sie in die Schublade des Tisches. Weil er dieselben aber hier nicht sicher genug glaubte, verbarg er sie unter dem Stroh seines Bettes.

Auch die betagte Rahel zitterte wie der Herr, küßte den Lappen der zehn Gebote und erwartete mit Angst, was da komme. BenJakob winkte ihr, still und ruhig zu sein.

Erst sachte, dann ungestümm pochte Gangolf drei, viermal vor der Hausthür; aber keine Seele schien sich jetzt

im Häuschen zu regen. „Wie?“ murmelte er unwillig; „sollte der Jude hier ausgezogen sein?“ und stieß nun mit dem Fuße heftig an die morsche Thür. Der vorsichtige Jude öffnete sachte und leis das Fenster, und spähte durch eine Ladenritze in den Hof hinaus. Freudig erkannte er Gangolf, und streckte nun den Kopf ganz heraus, indem er zu Rahel sagte: „Geh und öffne dem Christen. Es ist Gangolf und ich werde diese Stunde segnen, diesen Tag nicht verfluchen. Der Graf wird mein Geld brauchen. Verschließe vorsichtig, Rahel, wenn der Christ herein ist.“ Die Magd ging, riegelte auf, und Isogards Diener trat ein zu BenJakob.

„Nun, guter Christ,“ fragte der Israelite, „was bringt Ihr Gutes in des Juden Haus? Habt Ihr Etwas zu handeln, etwas Kostbares? etwa edle Gesteine, Pretiosen? — Ich habe kein Geld,“ fuhr er fort; „aber Ihr kennt den BenJakob, daß er ehrlich und redlich ist.“

„Zuvor,“ antwortete Gangolf, der, so durchtrieben und frech er war, dennoch eine gewisse Aengstlichkeit zu verbergen nicht vermochte, „zuvor verschließt Eure Thüren wohl. Ich will sicher sein, und auch Ihr werdet Euer Leben lieben.“ „Alles ist wohl verschlossen, Christ,“ versetzte BenJakob, und nun war es Gangolfen wohler. Hierauf trat er mit dem erwartungsvollen Juden an's Fenster, und zeigte diesem Bloomfields Brillantrig. Erstaunen, Freude und Habgier malten sich in des Alten Gesicht. Er nahm und besah den Ring, klopfte auf Gangolfs Schulter und sagte: „Christ, der Diamant ist aus eines Kaisers Krone gestohlen; er ist ächt und vom reinsten Wasser. Ich kann ihn aber nicht brauchen. Es ist was darum.“ Gangolf stutzte und fragte: „Ey! was soll denn darum sein?“ Der Jude lächelte verschmitzt, als wollte er sagen: das Kleinod ist geraubt oder gestohlen; ich mag um so ein elend Ringlein nicht sterben. Behaltet Ihr's. — Nun that Gangolf, als wolle er

den Ring wieder einstecken und gehen; BenJokobs Seele aber hing sichtbar daran.

„Wie seid Ihr zu diesem kostbaren Ringe gekommen? auf ehrliche Weise?“ sprach er dann; „Ihr habt ihn nicht gekauft. Oder, wartet! — Ja, das wird es sein. Nicht wahr, guter Christ, der Graf braucht wieder Geld vom alten ehrlichen BenJakob? will das versetzen? Gut, er soll's haben; aber was wollt Ihr für den Ring? Fodert nicht zu viel; ich habe jetzt kein Geld. Laßt mir das schöne Steinchen da und kommt übermorgen zu mir; denn morgen hat der Jude ein Fest, wo wir kein Geld anrühren dürfen. Wir halten unsern Sabbath heilig.“

Gangolf drehte und wandte sich ärgerlich um den Alten, weil er merkte, Derselbe wolle ihn gewinnsüchtig erst lange herumziehen. Um ihn noch lüsterner nach der Beute zu machen, gab er sich unversehens noch ein Mal den Anschein, als wolle er unabgeschlossenen Handels den Rückzug nehmen. „Vater Jakob,“ sprach er darum, „wollt Ihr nicht augenblicklich zahlen, so bleibt der Schatz mein. Ihr werdet diese Stunde ewig bereuen und verfluchen.“ Das verfehlte seine Wirkung nicht.

„Nun, hitziger Christ,“ fragte der Alte, „was soll ich Euch geben für das Steinchen?“ Gangolf verlangte fünfhundert Dukaten; der Ring war mehr als die gefoderte Summe werth. Allein der schlaulistige Sohn Israels zuckte bedenklich scheinend die Achsel und meinte: hundert Stück schöne Dukaten wären genug; zudem wisse er nicht, was es für eine Bewandtniß mit dem Ringe habe; — er könne — gestohlen sein, und werde er bei ihm gefunden, so sei er in Gefahr, wie weiland Ammon, der Judenhasser, aufgehängt zu werden an den höchsten Galgen im Kirchenstaate. Gangolf jedoch, vom Augenblicke gedrängt, drängte wieder BenJakob so lange, bis dieser fünfzig Dukaten mehr bot. So endlich wurde der verhängnißvolle Handel abge-

schlossen. Isogards froher Diener dachte im Stillen: Nun, Jude, sieh du zu, wie du den Kopf aus der Schlinge des Criminalgerichtes ziehen mögest.

Bevor BenJakob die Goldstücke aus der alten Kiste in der Kammer nahm, und sie dem Verkäufer auf dem Tische vorzählte, verlangte Gangolf von ihm die augenblickliche Erfüllung einer Bedingung noch. Der Alte sah ihn groß an, stutzte und fragte: „Was soll ich nun noch, Christ?“ „Schwören sollst du mir,“ entgegnete Jener, „einen heiligen Eidschwur leisten auf diese zehn Gebote eures Erlösers Moses, daß du schweigst und mich, selbst auf der Folter nicht, verrathen wirst. Unverzüglich legte Gangolf die zehn Gebote auf die Tischplatte, und hieß den Alten die Rechte darüber halten und den Schwur ablegen. BenJokob zauderte lang' und schauderte ängstlich zurück.

„Schwöre mir,“ gebot Gangolf, „daß du unselig willst sterben wie das verworfne Thier, von dessen unreinem Fleische kein Jude ißt, wenn du mich durch Wort, Schrift, Miene oder durch sonst ein Zeichen als den Verkäufer dieses Ringes verräthst. Schwöre!“ Durch BenJakobs böse Seele wühlte ein Schauer; endlich schwur er mit zitternder Stimme, und nun gab er, aufathmend und auf seine List und Klugheit im Nothfalle vertrauend, dem Ringräuber die goldne Summe. Gangolf strich die Summe ein, und wollte sich nun schnell aus dem Judenhäuschen entfernen. „Halt! noch Etwas, Christ!“ sprach der Alte; „daß auch Ihr schweigt!“ flüsterte er ihm geheimnißvoll in's Ohr; „aber wie einfältig meine Furcht ist! Habt Ihr doch den Ring gestohlen.“

Unter der Thür noch sprach Gangolf zurück: „Ganz recht, Alter, — gestohlen! Nun hast du, BenJakob, die böse Natter in deiner Hütte. Nun sieh du zu, wie du auf gute Art dem Beil oder Strang entgehest; für die Galeere wärst du doch zu alt. Brich deinen Eidschwur nicht, daß dir Graf Isogard nicht über den Hals komme!“ Darauf

öffnete Rahel wieder die Hausthür, und Gangolf eilte vorsichtig und so schnell, als lief' er über glühende Kohlen, aus dem verrufnen Gäßchen fort und fort durch Nebengassen. Ben-Jakob aber nahm und vergrub Bloomfields Prachtring in seinem Gärtchen hinter der Wohnung, über dessen Mauer kein menschliches Auge, wohl aber das der ewigen Vorsehung herein- und ihm zusah.

Auf die Stelle, wo er den Schatz für die erste Zeit begrub, legte er einen Stein, schlich in's Häuschen zurück, und verschloß dieses wieder leis und behutsam hinter sich. Ganz wohl war es ihm bei der Sache nicht. Auch der Magd band er es auf die Seele fest, daß sie schweige bis in ihren Sarg.

Zwölftes Kapitel.

Der Meineid.

Der bestohlene Juwelier hatte nun einmal den Verdacht der Entwendung auf Girolamo's arme Tochter gewälzt, und ob sie die hohen Betheuerungen ihrer Unschuld mit ihren heiß regnenden Thränen besiegelte: die harte Geldseele des Geizigen konnte nur ein Wunder von ihrem unseligen Argwohn heilen. Die arme Angeschuldigte durfte den Sonntag Nachmittags und Abends nicht einen Schritt aus Sebalds Hause wagen, und als sie, einer schlaflosen Nacht entgegen, zu Bette gegangen war, verschloß sie der Herr in ihr Schlafgemach, damit sie ihm ja nicht während der Nacht entfliehe. Ihn selber quälten die beunruhigendsten Träume von Dieben und Räubern. Er war ein elender Mann; denn an den Mammon gefesselt hing seine arme Seele, taub für die Stimme des Christenthumes.

Der Morgen kam; da rief Sebald den alten Adam zu sich, hieß ihn sogleich zu Gerichte laufen und mit einigen dort mitgegebenen Häschern wiederkehren. Adam wollte sich des unglücklichen Mädchens erbarmen, und hielt dem Herrn die schrecklichen Folgen solch eines Schrittes vor. Der strenge Herr befahl — und der Diener mußte gehorchen und gerichtlichen Beistand bringen.

Nach Adams Abgang öffnete Sebald das Schlafgemach der ängstlich Harrenden, die, angekleidet und in ihren Thränen gebadet, mit rothverweinten Augen vor einem Bildnisse der heiligen Jungfrau auf ihren Knieen lag, und betete um ihre Rettung vor dem Blutgericht und ewiger Schande. Hinter ihr schweigend stand der Herr, der ihr versprochen, sie gütig zu behandeln. O des Unmenschen! Sie blickte um und flehte den Unbewegbaren an mit der rührendsten Geberde, ihr zu glauben und seinen gräßlichen Entschluß, sie unrettbar in's Verderben, ja vielleicht, wenn Gott nicht hilft, in den bittersten Tod zu jagen, nicht auszuführen. Auch dieser Anblick ließ den Juwelier ungerührt. Vielleicht hätte er jetzt Etwas von menschlichem Erbarmen in sich verspürt, hätte Clementine, der die Ruhe ihres Herzens theurer war, als alle Schätze Sebalds, nicht seinem bösen Willen die beharrlichste Standhaftigkeit entgegengesetzt. Sie war so schön, als tugendhaft; das feuerte ihn noch mehr an. Jetzt aus ihrem Elende den schändlichsten Vortheil zu ziehen, war sein höllischer Plan. Aber — Gott lebt! und der gute Vater im Himmel verläßt die Seinen nicht.

„Nun, seid Ihr schon vorbereitet?“ fragte er die Zitternde mit einem unausstehlichen Feuer im Blicke. „Seid Ihr auf Alles gefaßt?“

„Um Gottes willen, Herr Sebald!“ entgegnete sie höchlich erschrocken, „zu was denn vorbereitet? Ihr werdet doch nicht wirklich das Entsetzliche thun wollen?“

„Euch aus meinem Hause vor das peinliche Gericht

schleppen lassen als Missethäterin?“ erwiederte er. „Ja, das will ich, wenn Ihr nicht sogleich Euern trotzigen Sinn in ein freundlicher Wesen gegen mich ändert. Steht die Bildhauerstochter zu hoch, um mir ihre Hand vor dem Altar in Ehren als meine Frau zu reichen?“ Clementine schüttelte den Kopf. „Besinnt Euch kurz!“ sprach er darauf; „die Schergen können jeden Augenblick einschreiten. Was wollt Ihr thun?“

„Ich bin,“ erwiederte die Arme ruhig, „ehrlicher, rechtschaffener Leute Kind. Gott hat mich immer bewahrt, daß ich Nichts that, was mein Gewissen beunruhigen müßte. Lieber, Herr Sebald, tausendmal lieber will ich sterben auf dem Blutgerüste jung und schuldlos, als daß ich vergesse, was ich meiner christlichen Erziehung — Dank euch, geliebte Eltern! — und meinem guten Namen schuldig bin.“

„So sei's!“ antwortete Sebald mit dumpfer Stimme.

Mit den bewaffneten Gerichtsschergen kam Adam zurück. Sie traten in's Zimmer. Der Juwelier, im ersten Augenblick erschüttert, bebte anfangs selber vor den unausbleiblichen Folgen der Auslieferung Clementinens an das Criminalgericht; allein vor seine Seele traten wieder die bösen Geister des Argwohns und der unlautersten Rachsucht; und so ließ er die Arme gefangennehmen mit dem Bedeuten, er selber wolle sogleich nachfolgen, um seine Anklage gegen sie bei den Richtern vorzubringen.

„Ich bin unschuldig, bin unschuldig!“ schrie Clementine, als ein Scherge die Hand an sie legte, und sank dem Juwelier vor die Füße. Dieser blickte kalt auf das Opfer nieder und fragte: „Ergebung?“ Sie sprach: „In Gottes Hand!“ Er wandte sich ab und ging hinaus. „Allmächtiger Gott!“ rief sie im schmerzlichsten Tone, „er verläßt mich. So sei Du mein Retter! Mein Heiland und Erlöser, verlaß mich nicht! Dir ergebe ich mich, an deine treue Brust lege ich alle meine Leiden.“ Ihre Lippen bewegten sich jetzt wie in stil-

lem, himmelan fliegenden Gebete. Darauf richtete sie sich empor mit dem Himmelsvertrauen einer Heiligen, die man zum Flammentode fortführt, und ging in Mitte der Schergen ihres Lebens bittersten Gang.

In den Erdboden vor Scham hätte sie klaftertief versinken mögen, als sie in dieser schmählichen Begleitung hinaustrat auf die offene Straße. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, damit das neugierig bei solchen Auftritten sich sammelnde Volk mit seinen Blicken sie verschone. Wie die schwärzeste Verbrecherin mußte sie den heißen Gang zu Gerichte machen. Es war ihr nicht anders zu Mut, als ging' es jetzt zur Richtstatt.

Mit dem stärkenden Bewußtsein ihrer Unschuld und dem Vertrauen auf des Allmächtigen Hilfe und Rettung vor dem Gerichtssaal angekommen, mußte Clementine im Wartzimmer des Augenblickes ihrer Vorberufung gewärtig sein. Als endlich die Richter, unter dem Vorsitze des Präsidenten, versammelt an einer schwarz gedeckten Tafel umhersaßen, ließ man sie eintreten. Sie wankte vor die Schranken. Der eiserne Ernst der Richter und ihr banges Erwarten des Juweliers drückten ihr beklommen pochendes Herz. Es währte nicht lange, so hallten Tritte vom Gange herein; Meister Sebald kam und stellte sich der anzuklagenden Magd, Gesicht zu Gesicht, gegenüber. Auf die Frage des Präsidenten, was er als Klage gegen die Jungfrau vorzubringen habe, beschuldigte er sie des Diebstahls in seinem Hause, und gab den Werth des ihm von ihr entwendeten Ringes auf tausend Dukaten an. Daß ihn der Präsident und die umsitzenden Richter ob der hohen Angabe erstaunt und ungläubig anblickten, war natürlich.

„Und doch, doch ist es so, wie ich sage, Herr Präsident!“ versicherte Sebald; „denn in dem Brillantringe war, nebst sechs kleinern Diamanten, ein Diamant von höchstseltener Art und vom klarsten Wasser gefaßt. In ganz Rom findet

Ihr vielleicht, außer in der Krone des heiligen Vaters, nicht seines Gleichen." Zur Bekräftigung seiner Aussage verschwur er sich, daß er die Wahrheit geredet.

Der Präsident betrachtete die Jungfrau, aus deren offenem Blicke das Zeugniß ihrer Unschuld sprach, und meinte, eines solchen Verbrechens könne die Angeklagte nicht schuldig sein; ihre Physiognomie spreche für sie; diese Ruhe der Seele behaupte keine Verbrecherin vor den Schranken des Strafgerichtes. Der Juwelier jedoch beharrte steif und fest auf seiner Behauptung: „Sie, sie ist die Diebin; keine Seele, als sie, hat mir das Kleinod entwendet; denn," schloß er alsdann, „als ich den Ring Lord Bloomfields an Zahlungsstatt, oder — wenn Ihr wollt — vielmehr als Pfand der Zahlung, von ihrem nun eingekerkerten Vater annahm, prophezeite sie: Ich bekomme ihn wieder. Nun hat sie ihn. Gott und Ihr, Herr Präsident, mögen der Armen gnädig sein! Mich geht sie Nichts mehr an. Was folgt auf solch ein Verbrechen nach unsern guten römischen Gesetzen?" „Die Todesstrafe unfehlbar," entgegnete der Präsident. Clementine mußte sich bei diesen Worten an den Schranken halten, um nicht zu sinken. „Wenn es erwiesen ist, Juwelier, muß sie sterben," setzte der Präsident mit bedeutungsvollem Ausdrucke hinzu. Ihr unsichtbar sie umgebender guter Engel stärkte Clementinen wieder. „Wenn es erwiesen ist," wiederholte sie leis und athmete auf.

„Als Pfand," fragte der Präsident Clementinen, „als Pfand nahm Euer Dienstherr, Jungfrau, den Ring von Euerm Vater?" „An Zahlungsstatt, Herr Präsident," entgegnete sie schmerzlich, wohlwissend, daß diese Antwort ebenso sehr ihre, als Sebalds Lage verschlimmern würde; allein sie war gelehrt worden von Vater Girolamo: Kind, liebe die Wahrheit und vertheidige sie bis in den Tod!

„Und was schuldete dem Mann Euer Vater, der Bildhauer Girolamo?" fragte wieder der Präsident. Sie sagte:

„So viel ich weiß, nur hundert Dukaten.“ Des Präsidenten und Sebalds Blicke begegneten einander, und der Letztere ward sehr unruhig. „Das war unerhörter, mehr als jüdischer Wucher,“ sprach der Präsident zum betroffenen Juwelier; „aber diese Sache später. Vielleicht seid Ihr strafbarer, als sie, Meister Juwelier.“ Nun stellte er verschiedene Fragen an Clementinen, wie sie den Ring entwendet, wo sie ihn verborgen habe; allein sie konnte Nichts antworten, als sie sei völlig unschuldig, und sie wisse, selbst wenn der Henker jetzt mit dem Beile vor ihr stände, durchaus nicht, wohin der Ring gekommen. In diesem Drange war es ihr länger nicht möglich, sich zu enthalten, Gangolfen, des Grafen Isogards Diener, als den sehr wahrscheinlichen Dieb zu bezeichnen. Das Gericht möge den Menschen ihr gegenüber stellen. Der Präsident winkte, und sogleich flogen bewaffnete Sbirren hinaus nach allen Stadvierteln Roms, den Diener Gangolf zu ergreifen, wo sie ihn finden, und ihn zu Gerichte zu begleiten. Allein wo sollten sie ihn jetzt in dem weiten Rom ausfindig machen? In welchem lichtlosen Schlupfwinkel der Stadt wird sich der genau bezeichnete Verworfene verborgen halten? —

Der Präsident beschied den Juwelier, der jetzt nicht ohne Ursache für sein eigenes Heil zitterte, morgen um diese Stunde wieder zu erscheinen; bis dahin sei Gangolf bestimmt in des Gerichtes Händen. Girolamo's Tochter wurde in's Gefängniß abgeführt — zum Vater.

Da lag nun auch sie, unglücklich durch die Bosheit der Menschen, wie der Vater, in der Nacht des Kerkers. Sie war nicht allein, sie hatte ja den Vater wieder, und das milderte ihren Gram, das stumpfte die Schärfe ihres Schmerzes ab. Vater und Kind lagen einander am thränenübergehenden Herzen. Girolamo war natürlich nicht wenig erstaunt, an diesem traurigen Orte sein liebes Kind wieder zu umarmen. Daß Clementine inzwischen bei Meister Sebald Magd gewesen

sei, wußte er schon; aber die Ursache ihrer Verhaftung und Einkerkerung zum Vater war ihm nicht bekannt. Unter Thränen gab sie ihm Aufklärung; an ihrer Unschuld zweifelte er nicht, und er hoffte mit ihr: wenn nicht die irdische, so werde gewiß die himmlische Gerechtigkeit den wahren Verbrecher über kurz an's Licht ziehen, und der Tugend und dem Laster den Lohn nach Verdienste zuwägen. Sie lagen beisammen in innigster Liebe, in süßer gegenseitigen Tröstung. Die Kerkernacht durchstralte himmlisches Hoffnungslicht.

Fast alle Sbirren Roms waren auf den Beinen, um Gangolfen aufzuspüren. Keine Gegend, keine Schenke, kein Winkel der Stadt blieb undurchsucht. Ihre Luchsaugen durchspähten das Verborgenste, um des Elenden habhaft zu werden vor nächster Nacht. Der Kecke schien, wie dem Himmel, so auch dem weltlichen Gerichte frechen Trotz zu bieten; denn anstatt sogleich nach dem Verkaufe des Ringes bei BenJakob sich aus der Stadt zu machen, durchschlenderte er vielmehr in tollverwegnem Uebermute die Straßen Roms; der Warnung seines Gewissens lachte er bei Spiel und Weinbecher. Es ist nicht zu läugnen, daß seine grenzenlose Keckheit ihren nächsten Grund in dem Vertrauen hatte, daß BenJakob eher auf der Folter den Geist aufgeben werde, als er seinen Schwur auf die zehn Gebote bricht. Ob er sich nicht betrogen? —

Schon hatte er die Hälfte der Goldstücke bei einem Menschen seines Gelichters in Verwahrung gebracht; die andere Hälfte in der Tasche taumelte er zu Spiel- und Trinktischen. Der Mensch hatte auch nicht die leiseste Ahnung von Dem, was gegen ihn im Werke war. Er stand über einem Vulkane, der jede Sekunde seinen donnernden Feuerschlund öffnen kann. Mit starkem Weine betäubte er die Stimme seines Gewissens. Er befand sich nicht im nüchternsten Zustande, als er gegen Abend aus einer lärmvollen Weinschenke trat und eben gesonnen war, ein Pferd zu miethen und heimzureiten vor Nacht auf des Grafen Landgut.

Gangolf, die Hitze des Weines in Kopf und Adern, pfiff und sang abwechselnd und beinahe hintaumelnd an den Häusern. Da, hinter dem Sorglosen her, bewegten sich jetzt zwei Sbirren. Nun war es um ihn geschehen.

„Was meinst du?“ flüsterte der Eine dem Andern zu; „Dieser könnte es sein.“

„Laß sehen,“ sprach der Andere, und rief: „Gangolf! Gangolf, wohin?“

Kaum hörte Jener seinen Namen, so blickte er um. Auf diese List der Sbirren war er nicht gefaßt. Umblicken, die Menschen als Spürer nach ihm erkennen und schnell in ein Seitengäßchen entfliehen wollen, war Eines. Er entkam jedoch nicht; denn schnell war er eingeholt. Die Hände auf den Rücken gebunden, rechts und links einen bewaffneten Diener der Gerechtigkeit, wurde er sofort unter manchem unsanften Stoße, da er sich mächtig sträubte, in's Gerichtshaus gebracht. Ihn noch heute zu verhören, war es zu spät geworden; denn der Abend war da.

„Warum,“ fragte er, die freche Stirne emporwerfend, als auch er vor den Schranken stand, „warum mir, dem Unschuldigen, diese Unbill, diese Mißhandlung an Isogards, des Herrn Grafen Kammerdiener?“ Auf diese Frage bekam er für jetzt als Antwort nur den ernsten, Schlimmes prophezeienden Blick des Präsidenten. Clementinens Aussage und Gangolfs wachsende Verlegenheit und sichtbare Angst, wo seine Keckheit ihn verlassen, waren vor der Hand genügende Zeugen gegen ihn.

„In's Gefängniß, fest und allein!“ gebot der Präsident; und so wurde auch Gangolf hinabgeworfen in ein unterirdisches, nur für ausgezeichnete Verbrecher gemauertes Gefängniß.

In der Tasche hatte er noch eine Handvoll Goldstücke, und froh, daß dieses überführendste Zeugniß seines Raubes bei Sebald dem Spürauge der Justiz entgangen und nicht in die Gewalt der Häscher gerathen, verbarg er das Gold,

Stadtbibliothek Augsburg

da er keinen Ritz in der Kerkermauer entdeckte, unter das Stroh, das man ihm zum Lager hineingestreut. In der Seele die peinigende Erinnerung an Julius Ermordung, die unruhig wühlenden Schlangen eines schlechten Gewissens im Busen, erwartete er, wenig schlafend, oft aus ängstigenden schweren Träumen auffahrend, mit wachsender Bangigkeit des Tages Anbruch. Während der Nacht hatte er Zeit genug, die Rolle einzustudiren, die er sich vornahm vor dem Criminalgerichte zu spielen; denn er ahnte wohl, daß es nun das Leben gilt, und daß ihm Sebald und dessen Magd vor den Schranken gegenüberstehen werden, daran zweifelte er nicht. Eidschwur, Folter, die Schrecken der Richtstatt, diese grausigen Bilder durchschauerten seine furchtgepeinigte Seele. Wie Flammen der Hölle brannte es ihn oft durch das raschelnde Stroh seines Lagers in's gottlose Herz hinein.

Endlich, — er glaubte, eine Ewigkeit sei nun verstrichen — endlich ward es lebendig über ihm und draus vor der eisernen dicken Gefängnißthür. Etwa drei Stunden darauf wurde er hinauf- und in den feierlichen Gerichtssaal eingeführt. Die Richter versammelten sich wieder zu ernster Handlung. Auf einem schwarzbedeckten Tisch zur Seite brannten zwei geweihte Wachskerzen aus irgend einer Kirche. In der Mitte der Kerzen erhob sich ein Kruzifix, und vor diesem lag die Bibel. Gangolfs Herz schlug laut und schlotterte, wie er Kerzen, Kruzifix und Bibel dort sah. Er merkte mit Entsetzen, worauf es abgesehen war.

Noch war der Juwelier nicht eingetreten, und auch Girolamo's Tochter fehlte noch im Saale. In seiner Ehrfurcht abnöthigenden Amtstracht erschien ernst und feierlich der Präsident. Er ging an Gangolf hart vorüber, und heftete scharf den kalt und ruhig prüfenden Blick des Physiognomikers auf den Menschen, dessen Physiognomie schon im Voraus sein Urtheil auszusprechen schien. Gangolf athmete tiefer, und hörbar für die Nächsten pochte es in seiner

beklommenen Brust. Der Präsident nahm Platz, und wieder haftete fest und durchbohrend bis in's Mark der Gebeine sein Blick auf Gangolf, der, dem vernichtenden Auge des Präsidenten gegenüber, wohl fühlte, daß es hier nöthig sei, die ganze Kraft der Seele aufzubieten, um nicht alle Fassung zu verlieren. Mit Verbrechen in schrecklicher Vertrautschaft, war er gefaßt, lieber, als er bekenne, hier ein schauerliches Verbrechen zu üben, um sein schändliches Leben zu retten vom Strang oder dem Beile des Henkers. Er hoffte, der Jude werde schweigen, selbst auf der Folterbank.

Eben trat Meister Sebald in den Saal, und nun gab der Präsident den Befehl, auch die angeschuldigte Magd des Juweliers vor die Schranken zu stellen. Bald darauf wankte auch Clementine in den Saal, blaß und erschöpft vom Nachtwachen und — auf den Himmel und des Allmächtigen Hilfe fest vertrauend.

Kaum war die Jungfrau Gangolfs ansichtig geworden, so leuchtete plötzlich ihr erhobenes Auge wie verklärt; denn nun glaubte sie, ihre Unschuld müsse an's Licht und sie selbst zur Erlösung gehen. Ob sie sich nicht betrogen? — Der Präsident fragte sie, nach Gangolf deutend, ob sie diesen Menschen als den sehr wahrscheinlichen Dieb erkenne. „Ja, hoher Herr," sagte sie, „Dieser, des Grafen Isogards Diener, ist es, den ich meine. Ich glaube nun fest, daß er das Kleinod gestohlen; gewiß weiß ich es nicht; aber Gott, der Allwissende, weiß es, und er wird heute mir beistehen, wenn sich auch die ganze Welt gegen mich erhebt, um gegen meine Unschuld falsches Zeugniß abzulegen." Gangolf jedoch war frech genug, sich zu verschwören, er kenne die Jungfrau nicht; die Dirne müsse ihres Verstandes beraubt sein, oder ihn für einen Andern ansehen. Sie betheuerte, daß er im Laden war; darauf könne sie einen Eid ablegen. Das lügt Ihr," sprach der entrüstete Bösewicht, „oder Ihr seid wahn-

sinnig. Graf Isogards Kammerdiener ist kein Diamantenräuber.«

»Seht Ihr, hoher Herr?« sagte Clementine; »er ist des Grafen Diener, desselben Grafen, der meinen Bruder umbrachte, und dann auch die Schwester in's Unglück stürzen wollte. Mein armer gefangener Vater wehrte — und muß nun da unten schmachten. Das ist keine Gerechtigkeit. Dieser Mensch, Herr Präsident, muß es gethan haben; denn die Edeldamen und ihre Lakayen, die zugleich zugegen waren, haben sich an meines Herrn Gute nicht vergriffen. Wahr ist es, ich habe kindlich meinen alten eingekerkerten Vater, den Ihr fast verhungern ließet, in'sgeheim unterstützt; allein dies geschah mit meinem sauer verdienten Wochenlohn; und so gern ich Lord Bloomfields schönen Ring — meinen Brautschatz — wieder gehabt hätte: stehlen wollte ich ihn doch nicht. Ich wurde dazu oft in Versuchung geführt; aber ich gab mich ihr nicht dahin, gewiß und wahrhaftig nicht.«

Sie sprach in ihrer treuherzigen Unbefangenheit beinahe mehr, als gut war, um sie ganz von dem Verdachte zu reinigen. »Und wenn Ihr den Ring vergraben oder ihn auf sonst eine Art gesichert hättet —?« So fragte der Präsident; sie schüttelte den Kopf. »Da hört Ihr nun,« verlautete jetzt Sebald, »wie fertig sie mit der Zunge ist, unschuldige Menschen zu verdächtigen. Der Versuchung will sie widerstanden sein; das wird die Folter beweisen.« Dies grausame Werkzeug, ein Geständniß zu erpressen, meinte einer von den Richtern, werde nicht nöthig sein, und machte aufmerksam auf den zarten Körperbau der Angeklagten.

Mit unheimlichem Blicke hing Gangolf an den brennenden Kirchenkerzen, an dem Kruzifix und der Bibel dort. Dies sah der Präsident, und sprach zu ihm: »Für Euch!«

Gangolf zuckte zusammen; dann fragte ihn Jener, ob er beschwören könne vor dem Bildnisse des gekreuzigten Erlösers, daß er nicht gethan, wessen ihn die Dienstmagd

beschuldigt. Er zögerte mit der Antwort, und sprach endlich mit dumpfer Stimme: „Ich kann's." — Clementine bebte, die Richter bedauerten sie. Der Präsident machte nun den vermessenen Gangolf auf die Wichtigkeit des Eides und auf die Folgen eines Meineides, auf Bestrafung mit dem Tode, aufmerksam. Der gottvergessene Frevler jedoch erinnerte sich wieder an BenJakobs Schwur, zu schweigen, und sagte, er wolle, um sich von dem kränkenden Verdachte zu reinigen, den Eid ablegen.

Die Schranke wurde geöffnet, und er trat hin vor den Präsidenten, und legte die Rechte auf Gottes Wort — und schwur, zum Erstaunen der Richter, zur Freude Sebalds und zum Entsetzen Clementinens: „Ich schwöre vor Gott, dem Allwissenden, daß ich — daß ich von Lord Bloomfields gestohlenem Ringe — Nichts weiß, und ich schwöre, daß ich vermute, derselbe ist begraben im Garten des Ju — Juweliers." Das letzte Wort erstarb ihm fast in der zusammengepreßten Kehle. Des Meineids schuldig vor Gott, fing seine Seele an vor den furchtbaren Folgen dieses Verbrechens zu schaudern. Er baute fest auf BenJakob.

„In meinem Garten?" fragte ihn überrascht der Juwelier; „und warum vermutet Ihr das?" „Die Folter, wenn Ihr das Kleinod dort nicht findet," antwortete Gangolf, „möge Euch Licht geben. Genug, Herr Präsident, daß ich mich gereinigt habe. Und nun bitte ich, mich freizulassen; denn der Graf bedarf meines Dienstes."

„Nun seht Ihr zu!" sprach er mit einem triumphirenden Hohnlächeln zu Clementinen — und wurde freigelassen; aber wie Höllenfeuer brannte ihn jetzt der Gedanke an das im Kerkerstroh verborgne Gold in die Seele. „Hätte ich das Gold heraus! ich gäbe doppelt so viel darum. Das könnte mir dennoch den Hals brechen." So murmelnd verließ er den Saal.

Kaum athmete wieder der Meineidige die frische Luft

der Freiheit vor dem Gerichtshause, so war auch sein erster Gedanke: Flucht aus Rom und der Umgegend. Der Präsident jedoch stellte ihn sogleich in'sgeheim unter die wachsame Aufsicht der Sbirren, damit er nicht entkomme, bis die Folter oder irgend ein Zufall Licht über das Verbrechen der Entwendung verbreitet. Mit einigen Gerichtsdienern ging nun Sebald nach Haus, um in seinem Garten nachsuchen zu lassen. Die arme Clementine, die leidende Unschuld, wurde trauriger, als sie erschienen, zum Vater zurückgebracht. Die Thränen Girolamo's und seines Kindes mischten sich, und dreimal dunkler umgab sie nun die Kerkernacht.

„Weine, weine nicht, mein liebes Kind!“ tröstete der Vater die Unglücklichste; „ein höherer Richter wird Recht sprechen, unser Anwalt wird der Allmächtige sein. Es währt nicht mehr lange, mein Kind. Sei getrost, sei ruhig!“ „Aber die Folter, die Folter, mein Vater! — Ich bin zu schwach. — Und wenn ich nicht wieder käme —?“ Ein Kuß des Vaters stillte den kindlichen Mund; und ihren Kopf an seine Brust gedrückt, und ihre Arme fest geschlungen um den Vater, stellte sie ihre Sache Gott anheim. Und wahrlich, keine ihrer Thränen blieb ungezählt.

Dreizehentes Kapitel.

Die Folter.

Im Garten des Juweliers hinter dessen Wohnung wurde nachgeforscht und Alles durchsucht. Die Spaten gruben, die Hacken wühlten, mit Argusaugen blieb da Nichts undurchspürt. Faule Wurzeln, leere Schneckenhäuschen und Regenwürmer gruben sie aus, hie und da auch eine glitzernd neckende Glasscherbe, — einen hier vergraben sein sollenden

Schatz fanden sie nicht. Mißmutig und noch rachsüchtiger entbrannt gegen die Dienstmagd, entließ Meister Sebald die Gerichtsdiener.

Was blieb ihm nun zu thun? Desselben Tages noch ließ er gerichtliche Nachforschungen anstellen bei all' seinen Gewerbsgenossen und bei allen Juden in Rom; an den rechten Juden, an BenJakob, kam er nicht. Und wäre dies auch geschehen: — BenJakob hatte auf die Gebote Mosis geschworen.

Nun war Nichts mehr übrig, als — die Folter. Die unmenschlich grausame Anwendung dieses schauerlichen Marterinstrumentes zur Erzwingung eines Geständnisses gewohnt, standen die Richter wenig an, auch den zarten Leib der Tochter Girolamo's darüber auszuspannen, um das Geheimniß unter den unsäglichsten Schmerzen aus ihrem verstockten Munde zu erpressen. Ach! die Lage der schuld- und grenzenlos Unglücklichen ward unbeschreiblich schrecklich, und noch immer zeigte sich kein Engel des ewigen Erbarmens mit dem Siegeskranz für die erlöste erkannte Unschuld.

Die Folterkammer, mit ihren mancherlei höllersonnenen Marterwerkzeugen ausgerüstet, befand sich hart neben Girolamo's Kerkergemach. Nur eine dünne, morsche Wand schied jene von diesem. Es war Tags darauf, als der Foltermeister, vom Gericht an seine traurige Arbeit angewiesen, jene Marterkammer öffnete, mit seinen abgehärteten Knechten eintrat, und die Qualbank zum Schmerzenlager für das zitternde Opfer zurichtete. Damit zu Ende, erwartete er die Arme und einen Gerichtskommissär, der auch bald mit Clementinen erschien, die er vom Vater mit Gewalt mußte losreißen lassen. Mitleidlos wurden die heißumschlungenen Herzen unter blutigen Seufzern voneinander gesprengt, und es war dem Kinde, als müßte sie jetzt den Gang zum Tode machen. Girolamo sah sein Liebstes hinwegführen, und sank in dumpfer Verzweiflung an der Mauer nieder auf das thränenfeuchte Stroh.

Als die Unglücklichste in die Kammer wankte, fiel ihr nasser erster Blick auf die grausig harrende Folter, und ihre Sinne wollten sie jetzt schon verlassen. Ihre Füße drohten zusammenzubrechen; der Kerkermeister mußte sie stützen, ließ ihr einen bereitstehenden Becher stärkenden Weines reichen, und sprach ihr zu, daß sie trinke. Sie verschmähte das Angebotne und flehte mit Händeringen, wenigstens um des alten Vaters willen sie zu verschonen; Gott und der ganze aufgerufene Himmel sei ihrer Unschuld Zeuge. Ihr Bitten, Flehen und Weinen rührte taube Seelen nicht.

„Jungfrau,“ so befahl ihr der Kommissär, als die Arme vor den bevorstehenden Qualen gänzlich erbleichend, wie ein Leiche, zurückschauderte, „gesteht nun endlich Euer Verbrechen ein! Noch habt Ihr einige Minuten Frist dazu. Beharret Ihr aber starrsinnig auf Eurer Unschuld, so rettet Euch kein Gott vor dieser furchtbaren Zwangsmaschine für verstockte Sünder. Was thut Ihr?“

Sie schüttelte den Kopf und schwieg.

„Gestehet ein!“ gebot noch ein Mal der Kommissär. „Ach lieber Herr!“ antwortete sie, „ich kann Nichts gestehen, ich weiß Nichts und bin ganz unschuldig. Und müßte ich sterben auf diesem für mich bereiteten Schmerzenbette: ich rufe zu Gott aus dieser dunkeln Kammer voll Schrecken und Schauernissen auf, daß mir ein himmelschreiendes Unrecht geschieht.“ Ihr stumm flehender Angstblick fiel in's kalte Auge des Kommissärs und dann auf den verschlossenen Ausgang aus diesem Mordgewölbe, zum Zeichen, er möge sich ihrer und des Vaters erbarmen und sie hinausführen, bevor sie hier unterliegt.

Der Kommissär schien sie nicht zu verstehen, winkte — und ein Folterknecht ergriff sie mit seinen rohen Armen, schwang sie in die Höhe und legte das hilflose Opfer, wie ein Lamm auf den Altar, über das Qualinstrument, über die Folter. Ein anderer Knecht setzte die Schrauben an, die

er vorher geschmiert hatte, damit sie ihren Höllendienst besser versehen.

„Foltert!“ befahl der Kommissär. „Foltert!“ scholl es hinüber in's Ohr des unglücklichen Vaters. Ein Seele-durchschneidendes Ach! des namenlosen Schmerzes brach sich an der Wölbung der Kammer. Was jetzt geschehen, beschreibt keine Feder, und die Schilderung jenes barbarischen Gerichtsverfahrens müßte jedes, auch minder zart und menschlich fühlende Gemüt empören. Nicht einmal ein Arzt für den Nothfall war zugegen. Das arme Opfer schien den Geist auszuhauchen, die schmerzlichsten Zuckungen flogen tobend durch all' ihre verzerrten Muskeln. Da meinte der Foltermeister, für jetzt sei es genug.

So hatte nun Clementine den ersten Foltergrad überstanden, ohne gegen ihr gutes Bewußtsein eingestanden zu haben. Sie hatte den fürchterlichen Schmerz verbissen bei blutenden Lippen und geschwiegen. Die Schrauben liefen zurück, und die verrenkten Glieder des zarten Geschöpfes schlossen sich wieder in ihre Fugen und Gelenke. Langsam erhob sie darauf das Haupt, ordnete ein wenig das Haar, das über ihre bleichen, kalten Wangen floß, erhob die Hände betend gefaltet wie eine Heilige, athmete wieder auf und stärkte sich — auf eine größere Marter, auf den zweiten Foltergrad.

Von Angst und Furcht vor diesem überwältigt, sank sie plötzlich dem Foltermeister zu Füßen und rang stumm die Hände. Dieser bat, gläubig an ihre Unschuld, den Kommissär, dem Mädchen den größern Schmerz für jetzt wenigstens zu erlassen. „Meine Knechte,“ setzte er hinzu, „würden sie nicht zum zweiten Male lebendig von der Folter nehmen. Schon jetzt — o seht sie nur da liegen! ist sie mehr eine Leiche —“ „Thut Ihr Eure Schuldigkeit,“ gebot der Kommissär, „wie ich die meinige thue. Das hohe Criminalgericht mag es verantworten, nicht wir.“

Nach kaum einer Viertelstunde riß die Höllenmaschine wieder alle Glieder des zuckenden Opfers auseinander. Da scholl ein gellender Jammerschrei, durchdringender, als vorher, wieder an die Wölbung der Kammer. Der Vater drüben hörte diesen Schrei seines unglücklichen Kindes, ach! und konnte nicht helfen, nicht retten. Girolamo weinte.

„Nun, Jungfrau," fragte, näher getreten und über die Folter gebeugt, der Kommissär, „nun, habt Ihr noch immer nicht Meister Sebalds Kleinod entwendet?" Sie verbiß die Lippen — und schwieg.

„Stärker! noch stärker, Knechte!" gebot er; sie schrie: „Nein!" und zuckte mächtiger auf. „Noch stärker!" befahl den schraubenden Knechten, statt des Meisters, der Kommissär, und fragte dann wieder: „Stahlt Ihr Sebalds Ring noch nicht?" —

Ach! der höchste Schmerz — sie war dem Verhauchen nahe — erpreßte ihr ein leises Ja. „Ja!" wiederholte der Kommissär, als hätte er diese Silbe gehört für eine Ewigkeit. Und die Schrauben liefen klirrend wieder zurück, und Clementine wurde, mehr todt als lebendig, herabgenommen. Unvermögend, auf ihren Füßen sich zu halten, sank sie dem Foltermeister gleich einer Leiche in die Arme.

Als sie jedoch wieder zu sich selbst gekommen, fragte sie: „Ach Gott! was habe ich gesprochen? Ich sagte doch nicht Ja?" Der Meister nickte seufzend, und sie bekannte, nur der unsäglichste Schmerz müsse ihr ein Geständniß erpreßt haben, das sie jetzt im Gefühle ihrer Unschuld und im freiern Gebrauche ihrer Sinne widerrufe. Allein das konnte ihr nicht mehr helfen; der Kommissär hatte, was er wollte, ihr Ja, verließ die Folterkammer, ging zu den harrenden Criminalrichtern und machte da die Meldung: „Sebalds Magd hat sich für schuldig bekannt während des zweiten Foltergrades."

Der Präsident verschob für jetzt den Ausspruch des Todesurtheils, damit nicht voreilig ein Justizmord begangen

werde an der Unschuld statt an dem Schuldigen. Ein schauerlich Geheimniß schwebte noch über Gangolf.

Clementine zitterte noch an allen leidenden Gliedern auf, als der Kerkermeister die Arme gegen den Ausgang führte, um dem Vater sein unglückliches Kind wieder zu bringen. Da sprach sie dann, als sie, unterstützt vom Arme des Mannes, hinauswankte: „Ich war aller Sinne ganz beraubt, ich rang schon mit dem Tode, als ich Ja sagte. Ich wollte nicht schuldlos sterben, und schrie Ja. Ich konnte mich aber dessen kaum dunkel erinnern, als ich wieder zur Besinnung gekommen. Ist es denn möglich, daß ein Geständniß, auf so grausame Art aus der blutenden Seele erpreßt, vor meinen Richtern gelten kann?“ Der Mann bedauerte sie um ihr bevorstehendes Schicksal. „Gott im Himmel!“ fragte sie angsterfüllt, „was wird aus mir, was aus dem Vater werden?“ Der Mann schwieg und brachte sie Girolamo zurück.

Der Folterer verschloß die eiserne Thür hinter sich, während der Gefangenwärter etwas Trank und Speise für Vater und Tochter niedersetzte, und ging mit seinen Knechten. „Rühre,“ sprach der Vater zum Kinde, „rühre weder Trank noch Speise mehr an, wenn du auf der Folter dich schuldig gegeben, was ich fürchte.“ Die Tochter erzählte, was mit ihr vorgegangen, und weinte sehr.

„Nun,“ antwortete der Vater, „so mußt du jung und schuldlos sterben. Da ist keine Rettung mehr zu hoffen, und die Wunder, scheint es, haben aufgehört. Dein Todesurtheil ist vielleicht schon jetzt ausgesprochen. Bereite dich zum Tode vor; du wirst bald und vor mir bei der Mutter und bei Julius sein.“ Heftig schluchzend und weinend klammerte sie ihre Arme um den Vater. „Aber,“ sagte Dieser darauf, „die Schande einer hingerichteten Verbrecherin komme nicht auf dein Haupt. Laß darum Speise und Trank unberührt, und hungere dich lieber zu Tode mit dem Vater, als daß der

ehrlose Henker das Haar deines Hauptes mit seiner rohen Faust fasse.«

„Ich thue Alles, was Ihr wollt,« entgegnete sie, und meinte: wenn das Urtheil nur auf einige Tage hinaus verschoben werde, so müsse Gangolfs höchstwahrscheinlicher Meineid und ihre Unschuld offenbar werden, wie die helle Morgensonne, wenn diese aus der Nacht heraufglänzt.

Die Gerichtsverhandlung und das grausame Foltern, dessen Schmerz und Spuren sie noch an sich trug, erfüllte ihre Seele mit Bildern, ähnlich denen eines schweren, wüsten Traumes. An Vater Girolamo's Seite betete sie mit ihm, knieend auf dem Stroh des dumpfen Kerkers, innig und still zum guten Vater aller Welten und aller Wesen — und sieh, ein Engel löste sich vom Herzen der ewigen Liebe, und lenkte seinen blitzschnellen Flug nach dem Kerkergemache zu Clementinen nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Der Traum.

Es mochte um die erste Nachmittagsstunde desselben Tages gewesen sein, als eine verschleierte Dame von Stande bei dem Kerkermeister sich meldete, und, zu Diesem eingetreten, ihn um die Erlaubniß ersuchte, zwei ihr theuer gewordene Wesen hinter der Kerkerthür besuchen zu dürfen. Diese Dame war keine Andere, als Cäcilie, die von Meister Girolamo's und seines Kindes Unglücke gehört hatte, und das Verlangen, wenn nicht helfen und retten, sie wenigstens trösten zu können, länger zu unterdrücken nicht fähig war.

Cäciliens Wunsche kam der Kerkermeister um so bereitwilliger entgegen, da ihm die edle Dame nicht im Mindesten

in verdächtiger Absicht gekommen zu sein schien. Er selbst führte sie zu den Geliebten hinunter. Dann trat er unter die Thür zurück, den Bund Schlüssel in der Hand, und wartete da in bescheidener Entfernung ihres Rückganges.

Girolamo's und seines Kindes Ueberraschung war groß, und eine himmlische Freude hob mächtig ihre Herzen, als sie in der Verschleierten Cäcilien erkannten. Was da zu thun war, that die Gütige, nachdem ihr Clementine ihre Unschuld betheuert, ihre ausgestandnen Leiden geschildert und ihr bevorstehendes Schicksal unter Thränen geklagt hatte. Die Dame goß des Trostes Heilbalsam in die Seelenwunden der Armen, richtete die Gebeugten am Stabe der Hoffnung auf und versprach zudem, sich auf das Thätigste bei dem Gerichtspräsidenten für ihre Erlösung zu verwenden, bevor ein trauriges Urtheil über sie gefällt werde. Mit Thränen dankten ihr Vater und Kind.

„Nun aber noch Etwas!“ fragte dann Clementine. „Wie steht es um die Kinder Laurette und Eduard? Sebald hat wohl versprochen, sie im Waisenhause unterzubringen. Hat er aber auch Wort gehalten, und sind die Kleinen noch gut aufgehoben? Wisset Ihr Nichts um die Kinder?“

Ihr Loos, sagte die Dame, sei zwar traurig; aber der Waisenvater pflege ihrer so väterlich, als wären sie seine eigenen Kinder; sie selber besuche sie oft, und jedes Mal mit Geschenken, besonders für den lieben Knaben. Wie eine Mutter voll treuer Zärtlichkeit nehme sie sich der lieben unschuldigen Engel an, die sie immer und immer fragen nach Vater Girolamo und Schwester Clementinen, und am Weihnachtsabend solle ihre Freude groß sein. „Clementine, gutes, herrliches Mädchen,“ schloß sie alsdann, „du erlebst ihn, den frohen Weihnachtsabend, und du sollst gelohnt sein für jeden Seufzer deiner bedrängten Unschuld. Denn siegen wird endlich die Tugend, und das Laster, das lange triumphirte, muß untergehen.“

Eine wunderbare Wirkung ergossen diese Worte über Kind und Vater aus, und so, als hätte sie ein sichtbar vom offenen Himmel niedergestiegener Cherub gestärkt, rafften sie sich empor am Stabe ihres starken, heiligen Glaubens. Cäcilie drückte einen Kuß auf Clementinens Lippen und verschwand. Der Kerkermeister schloß wieder; aber Hoffnung, schöne, süße Hoffnung leuchtete mit freundlichem Lichte durch die Kerkernacht.

Eine Woche, ein Monat zerrann, — eine Ewigkeit für die Gefangenen — und über Girolamo's Schicksal sowohl, als Clementinens, schwebte noch ein schweigendes, geheimnißvolles Dunkel. Mochte das Gericht vielleicht irgend einen aufklärenden Zufall abwarten, oder waltete sonst ein Beiden unbekannter Umstand ob: sie athmete mit dem Vater zwischen Furcht und Hoffnung. Erst nach Verlauf zweier Monate wurde endlich Girolamo über den blutigen Auftritt in seinem Hause verhört. Inzwischen war Graf Isogard nicht unthätig gewesen, zu seinem Vortheile zu arbeiten, und als ein entfernter Verwandte des ziemlich partheiischen Präsidenten hatte der edelgeborne Lüstling kein schweres Spiel.

Der Graf behielt Recht — nnd Girolamo ging in's Gefängniß zu seinem Kinde zurück, um noch einige Monate lange schmachtend in dem feuchten Kerkerloche dafür zu büßen, daß er die Ehre seines lieben Kindes verfochten vor des Lasters Hauch.

Cäcilie besuchte die theuern Gefangenen jede Woche wenigstens Ein Mal. Ihre Bemühung bei dem Präsidenten setzte sie rastlos und mit gutem Erfolge fort. Gangolf, noch immer, ohne daß er es wußte, von Sbirren in'sgeheim beaufsichtigt, wähnte schon längst Alles in's Grab der Vergessenheit versenkt, und schlenderte wieder sorglos in Rom umher. Was ihn bisweilen noch schreckte wie ein böses Gespenst, war der Gedanke an sein Gold, das er damal

unter dem Stroh des Kerkers verborgen. Es schien ihm jedoch nicht glaublich, daß während dieser langen Zeit nicht ein anderer Gefangene in dasselbe Gemach sollte gesetzt worden sein. Wie sollte man sogleich auf ihn rathen, wenn die Goldstücke sich vorfänden, und ihn ergreifen? — Aber — auf der Ferse folgte dem Bösewicht der ernste Engel der Vergeltung.

Kühler säuselte die Herbstluft durch die abfallenden Blätter; allein Girolamo und die Liebe gingen noch immer nicht zur Erlösung hervor. Schon längst vorüber war das Fest Allerheiligen, als eines Abends Cäcilie, die von den Freuden des nächsten Weihnachtsabends gesprochen, sich von den getrösteten Besuchten wieder entfernte. Das sieche, dumpfe Kerkerleben hatte auf Clementinens zarten Körper sehr nachtheilig gewirkt. Das arme Mädchen litt an Nervenschwäche und hatte oft Anflüge fiebrischer Hitze. Der Vater fing an für das Leben seines Kindes zu zittern, und bangte schon, der Kerker müsse ihr zuletzt zum Grabe werden, wenn sie nicht bald wieder an's Licht des Tages hinaufsteigen.

Seines armen Kindes Strohlager befand sich dem seinigen gegenüber. Clementine entschlief heute ungewöhnlich früh. Es war kalt, sehr kalt im Kerker, und ihr kranker Körper fand einige Ruhe im Schoose eines Engels. Die Mitternachtstunde rückte heran, und auch über den Vater war endlich der alle Wunden schließende Schlaf gesunken. Ein süßer, wunderbarer Traum kam dies Mal über Clementinen. In ihrem Leben hatte sie keinen schönern und zugleich seltsamern Traum, wie in jener Nacht. Froh, seligfroh erwachte sie um's erste Morgenroth, das in purpurnem Schein hereinglühte durch des Kerkers Gitteröffnung.

Girolamo schlief noch, als sein Kind aus dem wunderbar zugekommenen Traume erwachte. In ihres Herzens hoher Freude konnte Clementine sich kaum enthalten, den

Vater zu wecken, um ihm zu offenbaren, was sie da Liebes und Gutes geträumt. Leise neigte sie sich zum Vater nieder, als der erste Morgenstral auf seine bleiche Wangen hereinfiel, und weckte den Märtyrer der Gerechtigkeit mit einem Kusse.

„Wachet auf! o wachet auf, mein Vater! denn Gutes habe ich Euch zu verkünden. Ja, es ist ewig wahr: Gott verläßt die Seinen nicht. Heilig und wunderbar sind die Wege seiner Vorsehung. Lasset mich niedersitzen zu Euch, und höret mich an, Vater!“ So sprach sie und setzte sich hart neben ihn, der sie erwartungsvoll ansah.

„Sind wir endlich wieder frei, mein Kind?“ fragte er; „ist deine Unschuld anerkannt?“ „Vor unsern Richtern auf Erde glaube ich noch nicht,“ antwortete sie; „gewiß und wahrhaftig im Himmel; denn vom Himmel erhielt ich diese Nacht gute Botschaft.“ Girolamo wurde wißbegieriger, sie rückten einander noch näher, und sie begann also: „Ach, Vater! ein Cherub, ganz Glanz und unbeschreiblich schön, fuhr herab, drang wie der heiterste Frühlingssonnenstral durch jene Gitteröffnung herein, und stellte sich vor mich. Sein Glanz blendete mein Auge, ich senkte das Angesicht vor dem Sohne des Himmels, und seine Worte klangen süßer, als die lieblichste Abendmusik, in mein Herz. Höret sie, Vater!“

Girolamo's Seele hing jetzt höchst erwartungsvoll gespannt an den Lippen des Kindes; sie aber lächelte, fast kindlichfroh; alle Leiden waren vergessen, alles Schmerzliche war verschmerzt.

“Seht, o seht, Vater!“ fuhr sie fort; „mir hat von Nachmitternacht an bis gegen Morgen geträumt: wie ich so da lag, nicht weit von Euch, wären unter schreckendem Waffengetöse die Gerichtsschergen hereingedrungen in diesen Kerker, und hätten mich von Euch losgerissen und hinaufgeführt vor die Richter. Sebald, Gangolf und Viele noch

waren da zugegen und zeugten gegen die Unschuld Eures Kindes. Ich konnte Nichts mehr sprechen, konnte auch nicht mehr weinen; denn ich war keiner Thräne mehr reich. Da erhob sich der Präsident und rief laut durch den Saal: „Sie ist des Todes schuldig!“ Der Stab wurde über mich gebrochen, und ich bereitete mich schon zum Todesgange nach der Richtstatt. Ach! ich litt Unsägliches; aber, Gott sei Dank! dies Seelenleiden Eures verurtheilten Kindes währte nicht gar lange.

Schon hatte ich — Alles im Traume — das Kleid der armen Sünder an mir, meines Haares war viel abgeschnitten, und schon zog ich — oder ich wankte vielmehr — hinaus auf die Richtstatt. Ihr waret nicht bei mir. Eine große tosende Volksmenge umgab mich; die Menge schien unübersehbar wie ein weites, uferloses Meer. Aller Antlitze waren nach Euerm Kinde gerichtet. In der Ferne vor mir erhob sich — o! es war eine schauerliche Erscheinung! — das Blutgerüst, und darüber stand in seinem blutfarbenen Mantel, Eures Kindes harrend, der Scharfrichter. Ich sank auf die Kniee und flehte jetzt mit lauter, fast schreiender Stimme die Barmherzigkeit Gottes, Gottes Hilfe und Rettung an.

Ihr Tausende und Tausende hier unter Gottes Himmel! rief ich, ich werde unschuldig dahingemordet. Schlägt denn unter diesen millionen Menschenherzen nicht Eines für die arme Clementine? In diesen millionen Menschenaugen quillt keine, keine Thräne für mich? — Alles war still umher, Alles starrte ohne Bewegung, ohne Laut. Dann erhob ich mich wieder in Gottes und meines Erlösers Namen, und schon war ich daran, von dem begleitenden Geistlichen unterstützt, die Blutbühne zu besteigen. Da war es mir, als thue sich plötzlich der Himmel auf über mir und der lautlos nach mir schauenden Volksmenge.

Und sieh! es war, als geschähe ein mächtiges Donnern, und als zerspränge der Himmel mit einem Risse von Auf-

gang bis Niedergang. Und derselbe glänzende Cherub, der vorher vor mir gestanden, flog aus dem Himmel herab gegen die von seinem Glanz beleuchtete Erde. Aller Antlitze waren nach dem Cherub hingewandt. Schnell und leuchtender, als der Blitz, waren seine Schwingen, aus denen Feuer floß wie aus seinen Augen. In den Lüften, gerade über mir, hielt er still und schrie mit einer so mächtigen Stimme, daß es weithin dreimal zu wiederhallen schien: „Haltet ein, ihr ungerechten Richter der Erde! Vergießet hier nicht das Blut der Unschuld! Girolamo's Tochter ist schuldlos; die Schuldigen aber sollen zittern und an sich das Gericht Gottes, des Herrn Zebaoth erfahren!“

Der Engel schwieg, und Aller Antlitze neigten sich vor ihm; denn es war, als hätte jetzt die ewige Wahrheit selbst gesprochen. Ueber eine kurze Weile erhob er seine Stimme wieder und rief aus: „Gehet hin, und in BenJakobs, des Juden, Garten suchet nach, und ihr werdet dort finden den Ring, begraben unter einem Stein, einen Fuß tief. Die ungerecht Gerichtete aber soll erlöset sein mit dem Vater, damit siege das Recht und die Tugend! Gebet Gott die Ehre!“ — Hierauf schwang sich der Cherub in den Himmel zurück unter gewaltigem Donnern und rasch wie der Blitz; ich aber erwachte, Vater. Von Gott gekommen ist mir solch ein wunderbar Traumgesicht, und es wird sich wahrhaft erfüllen zu deiner und meiner Freude und zur Ehre Gottes.“

Sie schwieg, und in ihrem und in Girolamo's Auge leuchtete der Stral beseligender Hoffnung. Seltsame, wunderbare Gefühle hoben stärkend die Brust des Vaters; er wollte an dem Wahrwerden des Traumes nicht zweifeln, und fest auf den Himmel vertrauend hielt er sein liebes frohes Kind umschlossen. Noch einige Tage nur war es bis zur heiligen Weihnacht.

Sobald der Diener des Kerkermeisters am Morgen mit Trank und Speise wieder kam, begehrte Girolamo Denselben

zu sprechen; denn er habe ihm eine außerordentlich wichtige Entdeckung zu machen. Der neugierige Kerkermeister erschien alsobald selber, und der Vater erzählte Diesem das Traumgesicht seines Kindes. Ungläubig stutzte Jener zuerst über die Hinweisung des Engels auf eine Entdeckung, und meinte, der Traum sei zuletzt doch Nichts, als die Ausgeburt der fiebererhitzten Phantasie des Mädchens. Mitleidig lächelnd schüttelte er den Kopf; Girolamo jedoch drang in ihn, die Wichtigkeit dieses Umstandes nicht zu gering zu schätzen, und die Anzeige sogleich bei dem Präsidenten zu machen. Der Kerkermeister versprach ihm, das zu thun, ging hinauf und verschloß hinter sich.

„Er glaubt Euch nicht, Vater," sprach Clementine; „und doch könnte ich darauf hin sterben, daß mein Traum mich nicht betrogen. Er kam mir von Gott durch den Cherub." Nun aßen und tranken sie wieder wohlgemut, und priesen die ewige Liebe um die Sendung ihres Engels. Was an Clementinens Traume war, hatte sich bald darauf entschleiert.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Entdeckung.

Der Kerkermeister, ein wohlbeleibter, bequemer Mann, beeilte sich nicht sehr, Girolamo's gewünschte Anzeige des Traumgesichtes beim Präsidenten zu machen; ja, er hatte das dringende Anliegen des gefangenen Bildhauers beinahe vergessen, als es ihm Nachmittags einfiel, was er dem im Kerker Schmachtenden versprochen. Nun ging er in die Wohnung des Präsidenten; als sich Dieser von der Tafel erhoben, nahm er den Mann zu sich in ein Nebengemach.

Hier nun erzählte der Kerkermeister Demselben umständlich den wahrsagenden Traum. Der Präsident, höchst überrascht, entließ ihn mit der Zusage für Girolamo, sogleich die strengste gerichtliche Nachforschung bei dem Juden BenJakob einzuleiten. Wie hatten nun Sebald, wie Gangolf, der meineidige Bösewicht, zu zittern! —

Ohne Verzug erhielt ein Kommissär den Auftrag, in Begleitung einiger Gerichtsdiener sich nach BenJakobs, des Juden, Behausung zu begeben und in dessen Garten nachzusuchen. Mit seinen Leuten ging der Kommissär nach dem bezeichneten schmutzigen Gäßchen, wo der alte Schacherisraelite wohnte und sein heimliches Sündengeschäft im Verborgenen trieb. Es war gerade des Juden Sabbath; Sonnenuntergang, des Sabbaths Schluß, war aber noch nicht da.

BenJakob war soeben aus der Synagoge gekommen, saß in seinem Stübchen und betete da die vom Talmud vorgeschriebenen Sabbathgebete. Rahel, die alte Dienstmagd, setzte dem betenden Alten das Abendmahl, ein Linsenmuß mit den Resten eines gesottenen Huhnes, vor. Nichts Böses im Entferntesten ahnend schloß BenJakob sein Gebet, und wollte sich nun das Linsenmus, weiland Esau's Leibgericht, wohlbehaglich schmecken lassen; denn er hatte lange gefastet. Da tritt der Kommissär wie ein Engel des ewigen Gerichtes mit seinen Leuten in des Juden Hof, und pocht an der auch heute, wie gewöhnlich, verschlossenen Hausthür. In dem Wahne, Einer von seinen Glaubensgenossen wolle ihn besuchen, sprach der Israelite zur Magd: „Rahel, geh doch hinaus und sieh nach ihm. Es wird Levi, dein Bruder sein, oder Nathan, der Synagogendiener.“ „Ach! Herr,“ antwortete Diese mit Entsetzen, „weder Levi noch Nathan ist das. Horch nur! das sind viele, christliche Tritte vor der Thür draus. Sieh dich vor, BenJakob! der Ring! der Ring! Gangolf, der leichtsinnige Knecht, wird dir einen

Strick gedreht haben —« „Gangolf?« fuhr ihr der Alte in's Wort, und knackte fast zusammen. Und scheu wie das böse Gewissen wollte er sich zurück in's Dunkel der Kammer ziehen; aber auf's Neue und stärker pochte draus der ungeduldige Kommissär und rief: „Holla! Ist es bald gefällig zu öffnen, Jude? Aufgemacht!«

„Christen sind's, Christen, Rahel!« flüsterte der Entsetzte in böser Ahnung, und sein Gewissen fuhr auf aus seinem unruhigen Schlummer; BenJakob bebte mächtiger. Zaudernd und furchtüberwältigt ging er, den ungestümmen gehaßten Nazarenern in Israels Namen zu öffnen. In der Tasche fühlte der Schwache ein Messer. Bevor er jedoch aufthat, spähte er durch eine Spalte der Hausthür — und sah zu seinem Entsetzen die Amtskleidung eines hochgerichtlichen Kommissärs. Er schob den Riegel zurück, und die bewaffneten Diener der Gerechtigkeit drangen in das Innere dieser jüdischen Raubhöhle.

„Nicht wahr, alter Sohn Israels, ein unverhoffter Besuch bei Euch?« sprach der Kommissär, und faßte den Heißverlegenen fest in's Auge. „Doch fasset Euch und gehorcht im Namen des Hochgerichtes!« — Der betroffene Jude fragte nach der Ursache dieser gewaltthätigen Störung seines heiligen Sabbaths, und wollte über seine bebenden Lippen den Geifer seines Fluches über die Christen auswerfen.

„Was habe ich,“ sagte er mit stotternder Stimme, „was habe ich zu schaffen mit Euch und diesen spitzigen Schwertern? Ich bin ein ehrlicher Jude, ein unschuldiger Mann, so wahr ich hoffe zu kommen in Abrahams Schoos. Was soll ich, Herr Kommissär?« — Im Namen des Criminalgerichts befahl ihm Dieser, ihm sogleich in den Garten zu folgen. BenJakob fuhr bei dieser Mahnung nicht anders zusammen, als wäre jetzt ein betäubender Donnerschlag vor seinem Fuß in die Erde gefahren.

„In meinen Garten?« fragte er; „hm! was habe ich jetzt

zu thun in meinem Garten, Herr Kommissär? Ist es doch Winter — und der Sabbath ist noch nicht ausgegangen. Ich darf nicht in den Garten gehen am Sabbath. Kommt darum morgen oder eine Stunde später zu BenJakob. Ihr sollt mich finden.«

Diese ängstlichen Ausflüchte des Juden, verbunden mit seiner rathlosen heißen Verlegenheit und seiner wachsenden Furcht, vermehrten natürlich den Verdacht des Kommissärs, und da BenJakob immer hartnäckiger und verstockter seinem Befehl, ihm zu folgen, sich widersetzte, so gebrauchte Jener Gewalt, und die Gerichtsdiener rissen ihm den flehendlich Jammernden, am Rock in den Garten nach.

„Wo liegt der Stein,« fragte Derselbe den Vernichteten, „unter welchem du den gestohlnen Schatz vergraben hast?« Mit stammelnder Zunge äußerte BenJakob, er wisse Nichts von einem da begrabenen Schatz, und da der Kommissär befahl, sogleich den Stein zu zeigen, fiel ihm der Jude wehklagend zu Füßen, immer läugnend, daß er Etwas wisse. Auf das Aeußerste gedrängt und mit Fußtritten und Waffenstößen gemahnt, erhob er sich zitternd und betend zum Gott seiner Väter, und ging mit dem Kommissär, der ihn immer fest beim Sabbathgewande hielt, damit er nicht entfliehe, in eine Ecke des Gartens. Hier stand er still, und setzte den Fuß auf eine am Boden liegende Steinplatte.

„Wir haben gefunden!« sprach höchlich überrascht der Kommissär; „der Traum der Gefangenen hat richtig prophezeit. Hebet den Stein auf!« BenJakob blieb fest stehen.

„Daniel,« so betheuerte er nun, „ein Mann meines von euch Christen gedrückten Volkes, der vor einigen Monaten zu Wasser gereiset nach Amerika, hat mir einen Schatz anvertraut, bis daß er wieder käme. Soll nun BenJakob so alt geworden sein, daß er einem Israeliten, dem Freunde, sein Wort bricht und den Schatz herausgibt in Christenhände? Ich bin ein ehrlicher Mann, Herr Kommissär.«

Dieser durchschaute den listigen Alten und bückte sich, um die Steinplatte selbst hinwegzurücken.

„Ich weiß nicht,“ sprach Rahels Herr, „was Daniel darunter vergraben; es wird nicht viel sein, vielleicht ein silbern Kettlein, oder so was ohne Werth.“

„Ein kostbares Brillantringlein, Jude,“ sagte der Kommissär.

„Kann auch sein,“ versetzte BenJakob; „was gehen mich Daniels Sachen an? Lasset den Quark liegen da unten, Herr Kommissär; er ißt kein Brod.“

Ohne auf diese Worte viel zu achten, ließ der Kommissär die Steinplatte zur Seite schaffen und in dem Gartengrunde mittels einer beigebrachten Schaufel nachgraben. — Und welche Entdeckung! —

Einen Fuß tief im Boden stieß man auf ein wohlvermachtes hölzern Kästchen. Der Kommissär hob es herauf, und der Jude sollte es sogleich öffnen. Dieser jedoch entschuldigte sich damit: Daniel habe das Schlüsselchen mitgenommen; in Amerika könne es der Herr Kommissär, in Philadelphia, gewiß finden. Dieser aber, seines Fundes froh, und gewiß, daß die rechte Beute in dem Kästchen sein müsse, nahm das geheimnißvolle Kästchen trotz dem Zittern und Wehklagen BenJakobs unter den Mantel, ließ den Juden stehen und eilte mit dem Funde geraden Wegs zum Präsidenten. In der Nähe des Judenhäuschens blieb ein Gerichtsdiener zurück.

Und der Präsident nahm das gefundene Kästchen, nicht wenig erstaunt, da er sich an Clementinens Traumgesicht erinnerte, in sichere Verwahrung, und schickte den Kommissär sogleich wieder ab zu BenJakob, ihn zu verhaften und alsdann noch heute dessen ganze Wohnung zu durchsuchen; denn er glaubte nun Grund genug zu der Vermutung zu haben, daß der Israelite noch manches gestohlene oder erwucherte Gut in seinem Schlupfwinkel müsse verborgen haben.

Kaum hatte sich BenJakob von seinem ersten Schrecken etwas erholt, und noch saß er zusammengekauert und weinend vor Schmerz und Ingrimm im Stübchen am Boden, und zerriß wehklagend sein Sabbathgewand und raufte seinen Bart; da kam derselbe Kommissär schon wieder, und zwar begleitet von Häschern.

„BenJakob,“ gebot er, „steht auf! Im Namen des Gerichtspräsidenten! Ihr seid verhaftet!“ Der Jude ward ohnmächtig und Rahel mußte ihn aufrichten. Finster und schrecklich wie der würgende Todesengel trat sein böses Gewissen vor seine geängstigte Seele. Vor Allem steckte er die Schlüssel seines Hauses zu sich.

„O! das hilft Euch nicht,“ sprach der Kommissär; „umsonst ist diese Eure Vorsicht.“ Sofort wurden BenJakobs Hände gebunden, und er aus dem Häuschen fort- und dem Criminalgefängniß zugeführt. Die Christenkinder der Nachbarschaft jubelten laut zusammen, als der gebeugte BenJakob vorübergeführt wurde, und Dieser rächte sich für diesen christlichen Hohn dadurch, daß er gegen die Kinder ausspie. Sie aber lachten um so mehr; denn so konnte er ihnen nicht mehr nachlaufen, und sie grimmig schütteln und blau drücken.

Sogleich nach Dessen Entfernung, und in Ermangelung der nöthigen Schlüssel, ließ der Kommissär die Kammer des Juden mittels eines Brecheisens öffnen, und die Magd mußte ihm alle hier verborgnen Gegenstände zu Gesichte schaffen. Da kamen denn durcheinander Gold, Silber und Edelsteine, gefaßt und ungefaßt, werthvolle Pretiosen aller Art, ein silbern Kettlein, Schuldverschreibungen, einige silberne Altarkruzifixe und sogar ein goldner Kelch, wahrscheinlich aus irgend einer Kirche durch Frevelhand gestohlen, zum Vorschein. Der Kommissär nahm die reiche Beute zu sich, ging und brachte sie zu Gericht.

BenJakob aber lag weinend in demselben Gefängnisse, in welches vor ihm Gangolf geworfen worden. Also wollte es Gottes heilige Fügung. Von dieser gemachten Entdeckung in BenJakobs Garten wußten Girolamo und sein Kind noch Nichts.

Sechszehntes Kapitel.

Die Schuldigen in der Schlinge.

Der Präsident, in dessen Hände das ausgegrabene Schatzkästchen niedergelegt worden, sah nicht ohne gespannte Erwartung einer schrecklichen Aufklärung entgegen. Die Stunde einer neuen hochgerichtlichen Verhandlung, die zu den merkwürdigsten der vergeltenden Gerechtigkeit gehörte, rückte heran. Die Vermutung der Richter, Gangolf könne, um sein Leben vor der Todesstrafe zu retten, einen falschen Eid geleistet haben, grenzte nun an höchste Wahrscheinlichkeit. Wie schon gemeldet, wurde der abgefäumte Bösewicht sogleich, nachdem er den Eid abgelegt hatte, unter geheime Aufsicht gestellt, und jetzt, da er es sich am Wenigsten versah, bekam er eines Morgens in aller Frühe auf dem Landgute des Grafen die entsetzende Einladung durch zwei Häscher, sie ohne Verzug zum Justizpalaste zu begleiten. Das war ein vernichtender Donnerschlag aus heiterer Luft für den gereiften Missethäter. An Flucht zu denken war es zu spät.

Wie sich auch der nur zu sichtbar Betroffene frei und unbefangen zu benehmen bemühen mochte: seine Aengstlichkeit verrieth den Häschern nur zu sehr ein höchst beunruhigt schlechtes Bewußtsein. In seiner brennenden Verlegenheit lachte er zu dieser Einladung, als könne sich auch ein Prä-

sident des hohen Criminalgerichtes einmal irren, und machte Anstand, diesen finstern zwei bewaffneten Engeln der Vergeltung zu folgen. Der Graf war eben auf der Jagd; Isogard konnte ihm nicht helfen. Mit aller Kraft widersetzte er sich, und schalt dieses Verfahren eine offenbare Gewaltthat des Gerichtes an der Unschuld. Da machten die Häscher wenig Umstände mit ihm; sie banden den ehrlosen Grafenknecht fest, und führten ihn nach Rom und seiner Strafe zu.

Bevor noch Gangolf mit seiner edeln Begleitung das Gerichtshaus erreicht hatte, stand auch schon der Juwelier Sebald, vom Gerichte hierher beschieden, im Saal. In seine unruhig erwartungsvolle Seele theilten sich Furcht und gute Hoffnung.

„Gott gebe," dachte er, „daß ich heute mein langverlornes Kleinod, das ich freilich erwucherte, wieder an mich reiße; ich könnte sonst nicht ruhig sterben. Bin sehr begierig, was da kommen soll." Weder Sebald noch Gangolf wußten bis jetzt das Geringste von dem Vorgang in Benjakobs Garten, und auch dieses war Beiden ein Geheimniß, daß Derselbe gefangen liegt. Ihre Ueberraschung mußte daher um so größer sein.

Die Morgensonne stand über Rom, als der Präsident und mit ihm der Kreis der Mitrichter im Saal erschien. Und Derselbe winkte von seinem Sitze daher, und Meister Sebald trat als der Erste vor die Schranken des Blutgerichtes.

„Juwelier," so begann der Präsident, indem er das Kleinod aus dem neben stehenden Kästchen nahm und es Diesem entgegenhielt: „könnt Ihr beschwören, daß dieser Brillantring — betrachtet ihn genau! — ebenderselbe ist, der Euch durch unbekannte Hand entwendet worden?"

Sebald schoß wie ein Habicht voll heißer Habgier auf das ihm entgegenglänzende Kleinod zu. Freudezitternd be-

schaute er dasselbe und gab zur Antwort: „Er ist's! er ist's! Gelähmet will ich werden diesen Augenblick an der Zunge, die das sagt, und an jedem Gliede meines Leibes, wenn das nicht Lord Bloomfields gewesener Ring ist. Er ist mein, und ich darf ihn wohl zu mir stecken und mitnehmen. Ich danke Euch, Excellenz, für die gütige Mühe."

Schon machte der Uebereilige gute Miene, mit bebender Hand den Schatz einzuschieben, als man ihm Befehl gab, zu erkennen, wo er jetzt stehe, und mit mehr Ruhe sich zu verhalten; es kommen da noch andere, ernste Dinge. Und der Meister stand fest.

Von der Treppe herauf- und der Gallerie hereinkommend hallten jetzt Tritte vor der offenen Saalthür. Erwartungsvoll warf Sebald den Blick nach dem Eingange. Und wer kommt? Mit den Häschern tritt Gangolf in den Saal. Er sieht und erkennt im Augenblicke den Juwelier wieder, und droht vor Schrecken zusammenzubrechen. Der Präsident nimmt Dessen schlimmen Seelenzustand wahr, und spricht: „Gebt ihm einen Stuhl!" Gangolf jedoch ermannt sich und lehnt das Anerbieten mit der Bemäntelung seiner Unruhe ab: er habe nicht gefrühstückt, und ermüdet von der Länge des Weges habe ich da eine plötzliche Ohnmacht angewandelt. Auf was es hier abgesehen ist, das drängt sich ihm mit Entsetzen und einem eigenen Frösteln auf, und er muß alle Kraft der Seele zusammennehmen, um jetzt nicht alle Fassung zu verlieren. Er glaubt auf glühenden Höllenkohlen zu stehen, und in seiner ganzen Schauerlichkeit schwebt seiner furchtgedrückten Seele der Meineid vor. —

„Bringt nun auch den Juden BenJakob zu Verhör!" gebot jetzt der Präsident, und heftete fester in diesem Momente seinen Forscherblick auf Gangolf. Dieser, wie er Ben-Jakobs Namen hörte, brach wie zerschmettert auf den nächsten Sitz zusammen. Noch immer rechnete er auf des Juden zugeschworne Verschwiegenheit.

„Kennt Ihr diesen Juden vielleicht?“ fragte der Präsident Isogards erbleichenden Diener. Hartnäckig behauptete Dieser, nie von dem Menschen Etwas gehört, viel weniger mit ihm zu thun gehabt zu haben. „Es wird sich nach wenigen Minuten zeigen,“ entgegnete ernst der Vorsitzer des Blutgerichtes. „Wenn Ihr,“ fuhr er fort, gegen Gangolf gewendet, „wenn Ihr des Meineides schuldig wäret —? Wisset Ihr, was das Gesetz auf das Verbrechen des Meineides ausspricht?“

„Den Tod,“ antwortete Gangolf mit dumpfer Stimme; „aber ich — bin unschuldig.“

Eine neue, fürchterliche Ueberraschung stand jetzt Gangolfen bevor; denn ein Gerichtsdiener kam, bevor noch Ben-Jakob gebracht worden, mit einer Handvoll blanker Dukaten vor die Schranken. Gangolf athmete tiefer und schwerer auf.

„Und dies Gold —? im Kerker gefunden?“ fragte der Präsident. „Wie kam es in Eure Hände?“

Und der Gerichtsdiener erklärte: „Als man diesen Morgen das alte Stroh aus dem Gefängnisse schaffte, in welches der Jude gekommen, um für ihn neues hineinzuwerfen, fand dies Gold sich unter dem Stroh auf dem Kerkerboden vor.“ Der Präsident fragte: „Wer lag vor dem Juden in diesem Gemache?“ und die Antwort war: „Gangolf.“ Das verbreitete plötzlich eine leuchtende Helle über das Geheimniß zweier Verbrechen. Nun fehlte Nichts mehr, als BenJakobs Aussage und Geständniß.

Nun sprach der Präsident zu Gangolf: „Wie ist das gefundene Gold, diese bedeutende Summe, unter das Kerkerstroh gekommen?“ Der Diener raffte den letzten Rest seiner Frechheit zusammen und entgegnete: er sei nicht allwissend, und er wisse ebenso wenig um das Gold als um einen Juden, der BenJakob heiße. Ja, er verschwur sich vermessentlich, dies eidlich behaupten zu können. Wenn der Jude von Sinnen gekommen sei und Albernes vorbringe, so könne er, der Unschuldige, Nichts dafür. Was half dies schwache

Vorbeugen des Ohnmächtigen? Die ernste Vergeltung hatte sein ihr verfallenes Haupt schon berührt.

Auch der Israelite wurde herauf- und auf wankenden Tritten vor die Schranken geführt. Gangolf erblaßte sichtlich, als er BenJakob vor sich sah. Dieser erblickte den Mitschuldigen, und biß sich im Schmerze seiner über ihn heißergrimmten Seele in die Lippe; denn er glaubte fest, Gangolf müsse ihn verrathen haben. Den Lappen der zehn Gebote trug er auf der Brust, und den Schwur darauf zu brechen schauderte er zurück.

Noch ehe es sich Gangolf versehen hatte, war er aus dem Saal in ein Nebengemach gebracht worden, und nun gebrauchte der Präsident eine List, um den Juden, dessen Hartnäckigkeit in Läugnen schon aus seiner Physiognomie sprach, zum Geständniß zu bringen. „Ihr seid BenJakob?“ fragte er, und dieser nickte und setzte hinzu: „Ein ehrlicher Mann, Gott weiß es, Herr Präsident, und ich leide unschuldig.“ Der Ring wurde auch ihm vorgezeigt und der Jude mit den Worten niedergeschlagen: „Gangolf hat eingestanden.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete der Alte; „denn was hat der Mensch, den ich nicht kenne, gegen mich einzugestehen?“ Um die Art gefragt, wie er zu dem Ring gekommen sei, versetzte er: sein Vetter Daniel habe ihn ihm zur Aufbewahrung hinterlassen. „Keine Schleichwege, Alter!“ fuhr ihn ein Richter an; „Ihr habt ihn dem Gangolf abgekauft; wir wissen schon Alles; darum erspart Euch die Folter und gesteht! Hier liegt die Kaufsumme; seht dies Gold, Jude! War es nicht Euer Gold?“

BenJakob schüttelte den Kopf und stützte sich auf die Schranke, um sich auf den Füßen zu halten. In diesem Augenblicke trat ihm Gangolf wieder unter die Augen. Und wieder ward ihm mit der Folter gedroht und die Wahl gelassen zwischen Leben und Tod, zwischen Bekennen und Schweigen. Schon öffnete jetzt BenJakob die Lippen zum Geständ-

niß; da vergaß sich Gangolf und rief Jenem zu: „Ihr habt geschworen auf die zehn Gebote Eures Volkes.“

„Ich habe es geschworen, leichtsinniger Mensch,“ erwiederte der Alte; „und du hast dich voreilig um den Kopf geschwätzt. Nun mache du es aus mit dem Halsgericht!“ Jetzt wandte er sich zu den Richtern und sprach: „Meine Herren, hier der Käufer, der Jude; hier der Stehler, der Christenknecht. Gott meines Volkes, sei mir gnädig!“ Für jetzt war Dies für die Richter genug. Der zweite Akt sollte die völlige Enthüllung und Vergeltung sein. Die Schuldigen wurden abgeführt.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Entschleierung im Kerker.

Der edle Lord Bloomfield war am Tage nach der Einkerkerung des alten BenJakob nach Rom zurückgekehrt. Ueber ein halbes Jahr lang hatte er sich zum Theil in der französischen Schweiz, besonders am lieblichen Genfer-See, zum Theil im reizenden Chamounythal im Piomentesischen aufgehalten. Ein gewisser Liebeszug seines Herzens nach Rom hatte ihm in der Ferne diese Hauptstadt der Christenheit noch theurer gemacht. Je näher er Rom wieder kam, und je höher und glänzender in der Ferne vor ihm die Kuppel des St. Petersdomes am Horizonte aufstieg, um so heißer ward seine Sehnsucht, den Bildhauer Girolamo, dessen Familie und — den Knaben Eduard wiederzusehen.

Es war um die Mittagszeit, als sein Reisewagen endlich wieder vor dem römischen Gasthof hielt, in welchem er während seines Aufenthaltes in der Residenzstadt des Pabstes zu wohnen pflegte. Gleich nach den ersten Stunden

seiner Ankunft ging er aus und nahm die Richtung seines Weges, begleitet von seinem Jokey, einem mitgebrachten italienischen Jungen, nach Girolamo's Wohnung. Aber wie befremdet und von welch sonderbaren Gefühlen bewegt stand er vor des frommen Künstlers Häuschen, als er die Bemerkung machte, daß es unbewohnt sein müsse und wie ausgestorben leer war.

Ein Weib, das in der Nähe Wäsche zum Trocknen über einen Zaun hing, fragte der Lord, warum dies Häuschen so still und todt sei. „Ja, Signor, Ihr habt recht," gab ihm das Weib zur Antwort; „dies Haus ist wirklich ausgestorben. Die Mutter liegt schon lange unter dem Boden, vom Gram getödtet, weil — man darf mit der Sprache nicht so recht heraus — weil ein Graf Isogard, ein böser Mensch, den Sohn erstochen, der die Schwester vor ihm behüten wollte."

„Und Girolamo's Kinder, die Kleinen?" fiel ihr Bloomfield in's Wort; „wo sind Die? — auch todt?" Das Weib trat näher und erzählte nun auch Girolamo's und seiner Tochter grenzenloses Mißgeschick. „Die sind nun eingekerkert, ach Gott! wie lange schon!" so sprach sie; „der alte Vater und — die junge Diebin, und Gott weiß, ob und wann sie wieder an's Tagslicht kommen."

„Clementine — Diebin? Und die Kinder, Weib, wo finde ich diese wieder?" Auch hierauf erhielt Bloomfield Antwort. Der Lord drückte dem Weibe zum Dank ein Goldstück in die Hand und nahm traurig und eilend seinen Rückweg. Bald darauf stand er vor Girolamo's Käfig.

„O ihr armen stillen Vögel da unten!" dachte er; „also eingesperrt hat man euch? Und so lange schon schmachtet ihr hinter diesen Mauern? Und ich wußte Nichts von Euerm Elende? Das gute Mädchen, das mich einst so ehrlich und redlich ansah, und dem ich zum Lohne seiner Redlichkeit den kostbarsten Brautschatz gegeben, diese Clementine — eine

Diebin geworden? Unmöglich! Ich will sie sehen, will helfen und retten, wenn ich kann.“ Schnurstracks lief er zum Kerkermeister.

Er hatte nicht lange in Diesen gedrungen, so führte er den hohen Herrn selbst hinab zu den Unglücklichen, und dies zu einer Zeit, wo sie Cäcilien erwarteten. Anstatt der gütigen, noch immer unbekannten Dame überraschte sie Bloomfield, der, ohne zuvor Clementinens Betheuerung ihrer Unschuld abzuwarten, so schonend als möglich ihr die Nichtbefolgung seiner letzten Worte bei seinem Scheiden vorhielt. Sie entschuldigte sich vor ihm unter Thränen: sie habe in höchster Noth ihre Familie vor Schande und Verderben retten wollen, und es sei da kein anderer Ausweg mehr offen gewesen, als ihren Brautschatz dem harten Schuldforderer hinzugeben. Ihr Vater sei schon damal ärmer gewesen, als es der edle Lord nur ahnte. Ach! in welch namenloses Unglück der verhängnißvolle Ring sie stürzen werde, das habe sie damal nicht gewußt. Heftig weinend bat sie ihn um Verzeihung. Kindliche Liebe habe sie so weit gebracht, ihren Vater die Liebe zum Kind.

Bloomfield selber gingen die Augen über, als ihm Clementine diese Erklärung machte. Er mußte dem Sieg kindlicher Liebe Recht zugestehen, wischte sein Auge und tröstete: „Unschuldige, so wahr ein Gott lebt, der die Tugend lohnt und die Bosheit zu Gerichte zieht, ihr habt genug gelitten. Frei sollt ihr sein, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen.“

Bis auf diese Stunde wußte weder Girolamo noch seine liebe Miteingekerkerte Etwas von dem bei dem Juden wiedergefundnen Brillantring, und schon sank ihre Hoffnung, daß jenes weissagenden Traumes Ende, des Ringes Entdeckung, je zur Wahrheit werde. Aber, ach! welche Freude stand ihnen bevor!

Die Stunde, um welche Cäcilie gewöhnlich zu Vater

und Kind in die Kerkernacht herabstieg, hatte geschlagen. Die sehnsüchtig Erwartete kam, freundlich, mild wie ein Engel des Himmels, und wie sie gewohnt war, vor der gaffenden Menge sittsam ihr Angesicht zu verschleiern, so war dieses auch jetzt verhüllt. Die Unglückliche hatte übrigens noch einen andern, wichtigern Grund, vor Girolamo, Clementinen und besonders vor Bloomfield ihr Gesicht bedeckt zu lassen. Schon wollte sie für heute den Schleier zurückschlagen; da gewahrte sie plötzlich im Hintergrunde des Kerkers die Gestalt eines hier noch nie getroffnen Mannes, und so ließ sie schnell den Schleier herab, und trat seltsam bewegt und ganz herunter.

Nach den matten Umrissen der männlichen Gestalt und nach ihrer prophetischen Ahnung, die sie selten betrog, war dies Lord Bloomfield. Nach sechs Jahren hatte sie Dieser zweimal, zuerst in Girolamo's Werkstätte und nun hier wiedergesehen. Zwischen ihr und ihm erhob sich geheimnißvoll seit Jahren eine trennende Scheidewand. Bloomfield mochte auch ihre Nähe wieder in der verschleiert Erschienenen ahnen, und verhielt sich äußerlich ruhig, im Innern jedoch sonderbar aufgeregt. Nicht ohne die gespannteste Erwartung schlug sein Herz einer schmerzlichsüßen Entschleierung entgegen.

„Vater Girolamo," begann Cäcilie, „eine gute Nachricht bringe ich Euch und Eurer Tochter heute mit herab. Lange habt ihr schuldlos in dieser finstern, kalten Höhle geseufzt; aber, o freut euch! der Engel der Erlösung steht vor der Pforte eures Kerkers; denn der Ring — man sagt, Lord Bloomfields Ring — wurde wiedergefunden. Eures Kindes Traum hat Gott gesandt." Umständlich und unter Girolamo's und Clementinens wachsender Freude erzählte sie nun den Hergang der Sache so, wie sie die Geschichte aus des Präsidenten Mund selber vernommen hatte. Der Vater lag auf den Knieen und dankte stumm und mit erhobenen Händen dem Richter über den Sternen.

„O wunderbare Fügung der Vorsehung!“ rief Clementine aus; „so sind wir gerettet, und unsere Unschuld tritt nun glänzend aus der Nacht langer Leiden an das Tageslicht.“ Eine Zähre innigster Freude perlte da, mattschimmernd im Abendstral, über ihre gramentfärbte Wange. Das gute Mädchen zitterte seligfroh. Mitempfindung durchrann Bloomfields Herz.

Mehr an ihrer Stimme bekanntem Ton, als an ihrer Haltung, hatte Bloomfield die Dame während ihrer Erzählung wieder erkannt. Er trat ihr einen Schritt näher; sie wich nicht, ja es schien sie ebenso zu ihm zu ziehen. Um sich von der Wahrheit seiner höchsten Vermutung ganz zu überzeugen, daß sie es ist, fragte er jetzt Dieselbe geradezu: „Signora, sah man Euch nicht oft in der Abenddämmerung in's Haus der Waisen gehen? Erlaubt Ihr mir eine bescheidene Frage? Was zieht Euch dahin? Ein dort aufgenommener Knabe Eduard, nimmt er Euer Herz nicht besonders in Anspruch?“

Cäcilie weinte still, ihre Antwort war ein Seufzer. Bloomfield trat ihr noch näher. „Nicht wahr, Signora,“ sprach er darauf, „Ihr kanntet die Mutter des Knaben?“

„Ich übe Mutterliebe an dem kleinen Unglücklichen, Mylord,“ antwortete sie, — „und hätte des Knaben Vater nicht Mutter und Kind verlassen, Beide wären jetzt nicht so unglücklich.“

„Ihr seid Cäcilie Narva, seid — O mein Gott! was hab' ich gethan!“ Er sprach's, wollte ihre Hand fassen, wollte zu ihren Füßen stürzen und sie um Vergebung bitten; aber mit seiner Reue kämpfte sein Stolz und mehr noch der düstere Geist seines unseligen Argwohns. Er wußte nun, wer vor ihm steht, und bat die Tieferschütterte, ohne Rückhalt vor Girolamo und dessen Tochter Alles zu erzählen, was sie über die Mutter und den Knaben an's Licht zu geben vermöchte. Cäcilie nahm jetzt die günstigste Gelegenheit war, eine Ver-

söhnung und Wiedervereinigung der getrennten Herzen, um die sie Jahre lang' im Stillen zum Himmel geweint, herbeizuführen, und so willfuhr sie Bloomfields Wunsche, ruhig und gefaßt auf den Ausgang.

„Sieben Jahre sind es her“ — so erzählte sie nun in Kürze — „daß die Mutter des Knaben, damal siebenzehn Jahre alt und noch im Hause ihres Vaters, des Bäckers in Florenz, einem Italien bereisenden Engländer durch ihre Schönheit und vielleicht auch etwas Herzensgüte wohlzugefallen das Glück, oder besser, das Unglück hatte. Er wußte sich ihr beliebt zu machen, und seine Neigung schien durch die reinste Absicht geadelt. Er war gut und sanft, und das Mädchen, dessen ganzes Herz er an sich gerissen, glaubte arglos den Betheuerungen seiner unerschütterlichen Treue. Der Lord war sehr reich, war noch jung und sein Aeußeres so wie sein edles Benehmen geschaffen, schnell Herzen einzunehmen. Es mußte der eigenliebenden Eitelkeit eines jungen Mädchens schmeicheln, sich vor Tausenden ihres Geschlechtes von dem edeln Lord bevorzugt zu sehen. Sie liebte, und kein Unterschied des Standes machte sie irre in ihrer Liebe. Sie sollte die Seinige vor dem Altare werden. Er erbat sich vom Vater die Hand seines einzigen Kindes. Der schlichtbürgerliche Vater, geblendet von den Worten des Britten und noch mehr von dessen Golde, gab ihm sein Kind vom Herzen, und die Jungfrau von Florenz wurde vor dem Altar seine eheliche Frau.

Einige Tage nach der Einsegnung des Bundes durch den Priester machte das neuvermählte Ehepaar eine Reise über Neapel nach Palermo in Sizilien. Dort bewohnten die Glücklichen in zärtlicher Liebe einige Monate lang' in der Nähe des Aetna ein gemiethetes Landgut. An den Engländer schloß sich als Freund ein junger schöner Sizilianer edeln Geschlechtes; er hieß Diego. Dieser junge Edelmann aber war, wie es sich nur zu bald ergab, ein Mensch von

unedler, verdorbener Gesinnung. Er erlaubte sich, des Engländers Landhaus und dessen treue Gemahlin öfter zu besuchen, wenn Dieser entfernt war. Seine Gattin war gut erzogen und fest in den Grundsätzen der Ehre und weiblicher Tugend. Strenge hätte sie auch den entferntesten Schatten einer Verletzung geschworner Treue von sich gewiesen. Ihr Gatte merkte, daß Diego's Absicht die reinste nicht war. Er traf zuweilen mit Diego, wenn Dieser um das Landhaus strich, zusammen, und argwöhnisch von Natur schloß er auf einen vertrauten unerlaubten Umgang seiner Gattin mit Diego. Obschon diese unschuldig war wie ein Kind, nur für ihn lebte und die eheliche Treue auch nicht durch einen andern Gedanken verletzte, begegnete ihr der Gatte nun mißtrauisch, kalt, oft grausam.

Sie erduldete das mit blutendem Herzen, weinte und hatte nur ihre Thränen als Zeugnisse ihrer Unschuld seiner kränkenden Lieblosigkeit entgegenzusetzen. Diego suchte sich dafür, daß sie ihren heiligen Eid nicht brach, auf eine schändliche, boshafte Art an ihr zu rächen. Er zeigte ihrem Gatten einen falschen Brief, und der Engländer — verstieß sie nicht, aber sein Herz war ihr geraubt auf immer. Er brach auf, nahm sie, als sie das Pfand ihrer ehelichen Zärtlichkeit unter ihrem Herzen fühlte, nach Rom mit.

Hier gebar sie ihm das Kind, das auf seinen Vornamen Eduard getauft wurde. Ihre Mutterfreude wurde schmerzlich getrübt; denn noch war der Knabe nicht einen Monat alt, als der Argwöhnische lieblos Mutter und Kind und Rom verließ. Etwas weniges Geld hatte er für Beide zurückgelassen. Diese Hilfe reichte bald nicht mehr hin, zwei Leben und das einer Wärterin des Kindes zu fristen. Diese Noth war die Mutter nicht gewohnt, und schrecklich belohnt sah sie ihre treue Liebe.

Da kam der verlassenen Mutter in einer verzweiflungsvollen Stunde der Gedanke, durch die verschwiegene Wär-

terin den Knaben als Findling vor die Thür barmherziger Menschen aussetzen zu lassen. Ihr alter, kummervoller Vater mußte sein armes Kind unterstützen. Sie selber wollte Zuflucht in einem Frauenkloster suchen; denn heimzufliehen hielt sie die Scham zurück. Es war in einer kalten, schaurig dunkeln Dezembernacht — in der Weihnacht — als die Mutter ihr Kind der Wärterin, und ihr und des Kindes Schicksal in die Hand des Vaters im Himmel gab. Sie hat viel gelitten, schrecklich gebüßt.«

Thränen erstickten ihre Worte. Bloomfield wandte sich seitwärts und wischte Etwas vom Auge. Er glaubte ihr, kam zur Erkenntniß, und Reueschmerz durchdrang sein erschüttertes Innerste. „Vater Girolamo,“ schloß dann Cäcilie in steigendem Ton, und schlug den Schleier zurück, — „die Gattin und Mutter bin ich, und der Vater, der sie verstoßen, — steht hier vor uns.“

Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. In Bloomfields Busen arbeitete der heißeste Schmerz über sein erkanntes Unrecht, und Cäcilie erwartete mit Bangen für ihre und Eduards Zukunft, welche Wirkung ihre Erzählung auf den Treuvergessenen machen werde. Sein übergehender Blick begegnete dem ihrigen flehend um Vergebung. Sie sah dies, und hoffte wieder.

„Einst, Eduard,“ sprach jetzt die Verlassene, „einst liebtest du mich. Meine Hoffnungen hast du schrecklich betrogen, und was ich gelitten seit jener Trennung, das ist nur Gott und mir, deiner schuldlosen Gattin, bekannt. Du warst fürchterlich grausam gegen mich, ohne Grund zu haben für deine Grausamkeit; du lehrtest mich, das gallenbittere Maaß unsäglicher Leiden sechs Jahre lang tropfenweis bis auf die Hefe trinken. Ich habe dir nie geflucht; nein, zu Gott hab' ich manche Nacht hindurch unter Thränen gebetet, daß er dir deinen guten Engel wieder gebe, damit Dieser dich zurückbringe. Gott wende dein Herz, das mich einst verstoßen,

der Mutter unsers Kindes wieder zu; Gott ende hier den langen, verzehrenden Lauf ihrer Thränen. Eduard, mein Vater, unter dessen Augen ich, von dir verstoßen, zu treten mich schämte, ist unterdessen gestorben. Zu seinem Tode hast du Vieles beigetragen. Mache gut, o mache wieder gut, was dein unglückseliger Argwohn in den freudlosen Tagen meiner dir geopferten Jugend verdorben hat! Glaube, Eduard, o glaube mir, ich bin dir treu geblieben; ich fühle noch wie früher. Alles, Alles will ich dir verzeihen. Komm, vertraue mir wieder; komm zu uns zurück! Erkenne mich als die Mutter unsers Kindes, mich als jenes Wesen wieder, das mit dir vor Gottes Altare gestanden, und, wie du, den Schwur abgelegt, treu liebend auszuharren, bis der Tod uns scheidet.«

Bloomfield reichte ihr die Hand zur Vergebung und Wiederversöhnung, und Beide sanken einander in die Arme und feierten nun in inniger Umarmung, Herz am Herzen, die endliche Wiederkehr eines Glückes, dessen süße Ueberraschung sie in der Nacht dieses Kerkers nicht gehofft.

»Gutes, liebes, unschuldig gekränktes Weib!« sprach dann Bloomfield, »du gute, herrliche Seele, die zu besitzen ich mich nicht mehr werth fühle, kannst du mir Alles vergeben?« »Von Herzen, Eduard, ist es schon geschehen,« antwortete sie seligfroh; denn der Knabe hatte nun wieder einen Vater, sie den Mann ihrer Wahl.

»Nun ist es an mir,« entgegnete er, »für euch zu sorgen wie der treueste, liebevollste Gatte und Vater. Eine große Schuld habe ich aufgehäuft; Gelegenheit und Mittel, sie jetzt und durch mein Leben lang' abzutragen, hat mir der Himmel gegeben. Und kannst du auch nicht alles Schmerzliche ganz vergessen, was ich dir bereitet: habe ich nur dein Verzeihen und deine Liebe wieder, dann kehrt in mein Herz ein Friede zurück, den ich bisher, ruh- und rastlos umherirrend, mit all meinem Golde mir nirgends er-

kaufen konnte. Ich habe oft auch dich gesucht, wie du mich. Komm, Mutter, zu unserm Kind!« Hand in Hand verließen sie das Gefängniß, und ihr erster Gang war — in's Waisenhaus zu ihrem Kind.

Achtzehntes Kapitel.

Die Vergeltung.

Gangolf und BenJakob, die beide abgesondert in unterirdischen Kerkergewölben lagen, hatten eine schlaflose, lange Nacht. Die Bilder ihrer schweren Verbrechen und des ihnen wahrscheinlich bevorstehenden Missethätertodes quälten und peinigten die Nacht über schrecklich ihre Seelen. BenJakob saß in einer Ecke des Kerkers zusammengekauert, und seine vertrockneten Thränenquellen fingen an wieder zu rinnen; denn er hing mit tausend zähen Banden noch am Leben. Er zitterte nicht sowohl über die Folge des Ringabkaufes und der Verbergung desselben, als über die Entdeckung der gestohlenen Kirchenschätze in seiner Wohnung. Er betete weinend zum Gott seines Volkes, daß er das Herz des christlichen Präsidenten rühre, damit an ihn Gnade für Gerechtigkeit ergehe.

Die Schlangen eines bösen Gewissens nagten mit recht fühlbaren Zähnen im Herzen des Meineidsschuldigen, und mit wachsender Bangigkeit pochte Gangolfs nichtswerthes Herz dem Anbruche eines Tages zu, der ihm wohl das verdiente Todesurtheil sprechen wird. Was hatte er Anderes zu erwarten, als die Erhöhung am Galgen oder die Enthauptung auf dem Blutgerüste? —

Es war in den ersten Morgenstunden, als Beide, BenJakob und Isogards Diener, wieder vor die Schranken ge-

stellt wurden. Zuerst wurde Gangolf vorgerufen. Aus der ernsten Miene des Präsidenten und der umhersitzenden Mitrichter las der Meineidige schon im Voraus das Schlimmste für seine Person. Ohne langes Verhör zu machen, sprach der Präsident: „Ihr habt aus Sebalds, des Juweliers, Laden an einem Sonntagmorgen, als Jener entfernt und nur die Magd zugegen war, Lord Bloomfields Brillantring gestohlen, und diesen dem Juden BenJakob noch desselben Tages verkauft.“ Gangolf versuchte den Präsidenten durch Einwendungen zu unterbrechen; Dieser jedoch gebot ihm zu schweigen, und fuhr fort: „Ihr habt einen feierlichen Eid hier vor dem Bilde des Erlösers auf Gottes Wort abgelegt, daß Ihr von dem Ringe Nichts wisset. Euer Meineid ist offenbar, und diesem folgt nach dem Gesetze die Todesstrafe. Des Meineides schuldig verfallt Ihr dieser. Bereitet Euer Irdisches.“

Gangolf stand da, erblaßt wie eine Leiche und keines Wortes fähig. Er hoffte noch auf Gnade, wenigstens auf Milderung des auszusprechenden Todesurtheils.

„BenJakob,“ so redete nun der Präsident den Juden an, „Gangolf hat Euch den Ring verkauft, und Ihr zahltet ihn mit Goldstücken.“ „Es ist so, Herr Präsident,“ erwiederte der Israelite; „es ist, so wahr ich Gnade hoffe, ganz so, wie Ihr sagt. Wie konnte ich wissen, Herr Präsident,“ fuhr er fort, „daß der Knecht das Ding gestohlen? Und sündigt Der, der nicht weiß, was Sünde ist?“ Ohne hierauf zu antworten, ließ der Präsidenten durch den Gerichtsdiener etwas Verhülltes aus dem Nebensaale bringen; dann nahm er aus der geheimnißvollen Umhüllung etwas Glänzendes hervor: einen goldenen Altarkelch; diesen hielt er vor BenJakobs Augen. Heftig erschrocken kehrte der Jude den betroffenen Blick von dem kirchengeraubten Heiligthum.

Und wieder nahm und erhob der Präsident einen Raub aus Gottes Heiligthum empor: eine goldene, mit Brillanten

reich besetzte Monstranz, und sprach zu dem noch Abgewandten: „BenJakob, seht hierher!“ Dieser that nach Befehl und brach in die Worte aus: „Wer's geraubt, weiß Einer, der Alles weiß, und Herzen und Nieren prüft, und die Sterne am Himmel zählt, und sie alle bei Namen nennt; ich weiß es nicht, Herr Präsident; ich habe es gekauft um mein Geld. Stehler und Hehler —“ —„sind hier einerlei“, fiel ihm ein Richter in's Wort. Nach einigen Minuten wurde das Urtheil über Beide ausgesprochen.

Ueber Gangolf, des Meineids überwiesen, wurde die Todesstrafe durch das Schwert des Henkers verhängt. In's Gefängniß zurückgeführt, erwartete der reuevolle dreifache Verbrecher, den der kräftig wirkende Zuspruch eines würdigen Geistlichen bekehrte, mit dem dritten Morgen den Vollzug des Todesurtheils. Da ließ ihm das Strafgericht verkünden: das Leben könne ihm geschenkt und die wohlverdiente Todesstrafe umgewandelt werden in lebenslange Einkerkerung. Er habe nun die Wahl, sogleich oder mit jedem Tage zu sterben im ewig verschlossenen Kerker. Gangolf wählte das Letztere, — und Isogard sah nie wieder seinen Diener, und weder Sonne noch Mond ging Diesem mehr auf.

Ueber BenJakob, den Raubhehler, wurde verhängt: daß er, anstatt an dem höchsten Galgen aufgeknüpft zu werden, auf fünf Jahre soll eingesperrt und dann begnadigt sein, — wenn er sich zum Christenthume bekehrt und sich taufen läßt.

„Christ werden? Mich taufen lassen?“ antwortete der verhärtete, eingefleischte Jude. „Lieber neunmal sterben auf eurer Folter, als Christ werden. Meine Väter haben gelebt und sind gestorben als Juden; BenJakob, der Alte, wird kein Narr. Er bleibt bei dem Gesetze Moses, und ihr sollt keinen Christen aus ihm machen.“

„Besinne dich, Alter!“ sprach der Präsident den Hartnäckigen an; „den Galgen Ammons oder die Taufe im Ti-

berstrome, sofern durch Letztere das Christenthum an dir Etwas gewänne.«

„Was kann's,« antwortete BenJakob lächelnd, „sagt mir doch, was kann's viel an mir gewinnen? Und wenn Ihr mich auch in die Tiber hängt bis zum Tage der Auferstehung in Josaphat: BenJakob bleibt doch Jude.«

„Du willst also nicht Christ werden?«

„Lieber,« versetzte er wutschäumend mit den zornfunkelnden Augen und grimmgeschwollenen Lippen, „lieber hackt mein Fleisch lothweis von diesem meinem Leib und werft es euern Hunden vor, die die Straßen Roms verunreinigen, daß sie es fressen; eher soll mir Glied um Glied vom lebendigen Leib abfallen, und mein Herz unter euern christlichen grausamen Tritten zu Gallerte zertreten werden, — als ich mich taufen lasse von einem eurer Priester. Das schwöre ich zum Gott Abrahams und Israels.«

Der Präsident redete dem Verstockten zu, auf seinem Starrsinne nicht länger zu beharren, und die gnädige Milderung der Strafe anzuerkennen. Es half Nichts, und BenJakob wurde nur erbitterter, ja er lästerte zuletzt Christus und schmähte grimmig das Christenthum. Der Präsident winkte, und der Lästerer wurde beiseite gebracht.

Gegen Abend erschienen zwei Gerichtsdiener vor BenJakob im Gefängniß. Der reulose Verbrecher hoffte, nun freigegeben oder zum Tode sogleich geführt zu werden ohne längere Peinigung, um ihn zum Abfalle von seinem Glauben zu bringen. In letzterer Erwartung betrog er sich nicht. Einer der Gekommenen trug einen Sack.

„Was wollt ihr mit diesem Sack?« fragte BenJakob seltsam überrascht, als ihm Jener mit dem Sacke näher kam. „Dich hinein stecken wollen wir,« war die Antwort. Nach kaum einer vollen Minute schloß sich der Sack über BenJakobs Haupt, und ebenso schnell war derselbe oben fest zu genäht.

Sobald die Nacht angebrochen war, wurde der Sack

mit seinem ergebenen Inhalt aus dem Gefängniß und aus Rom hinaus auf einem schon harrenden Kahn in die Tiber geschafft. Der Mond ging eben auf, und ein gespenstig surrender Wind fuhr durch die Ufergesträuche über die kreiselnden Wellen der Tiber hin, als der Sack in die schnell verschlingende Flut hinabfiel. — Rahel wartete daheim lange, einen, zwei, drei Tage, eine Woche, einen Monat: BenJakob kam nie wieder nach Haus.

Bald darauf ereilte der Rächerarm der strafenden Vergeltung auch den Grafen Isogard. Sein Mord an Julius Girolamo war nur zu offenbar, und doch ging er, die Gerechtigkeit des Himmels und die auf Erde frech verhöhnend, so weit, daß er einen hochgeachteten Geistlichen mißhandelte, der vor dem bekannten Lüstlinge die Unschuld in Schutz nahm. Aus Rom auf immer verbannt, floh er nach Neapel, wo er nicht lange nachher elend im Hospitale der Unheilbaren sein wüstes Leben endete. Keine Thräne des Mitleids floß an seinem Sarg. Die Hälfte seines Vermögens sprach das Gericht dem Bildhauer Girolamo und dessen Kindern zu, um sie wenigstens in Etwas für den verlornen Sohn und Bruder und für ihre ausgestandenen Leiden zu entschädigen. Die Stunde ihrer Erlösung schlug.

Meister Sebald, der harte Mann, der einst so schwer und fühllos Girolamo, seinen unglücklichen Schuldner, bedrängte, und so viel tausend Thränen dessen Familie erpreßte, hatte sich stechende Dornen auf den Abendpfad seines Lebens gesäet. Die Rosen des friedengesegneten Alters blühten ihm nicht. Die peinigenden Vorwürfe seines Innern und von Außen her ließen ihm keine ruhige Stunde. Was er unternahm, mißlang, und aus seinem Hause wich auf immer der Segen Gottes. Vom Gerichte des Wuchers überführt, bekam er nicht nur nicht wieder den Ring, Clementinens Brautschatz; er wurde auch verurtheilt, eine sehr beträchtliche Summe den Armen Roms zu vermachen, und auf

seinen Knieen Girolamo und seiner Tochter abzubitten. — So hat die heilige, weltlenkende Vorsehung oberstrichterlich eingegriffen in's Menschenleben, die Schuld gezüchtigt, die gebeugte Unschuld an's Licht und zum Lohn erhoben, und den Spruch zur lebendigen Wahrheit an Girolamo und seinem Kinde gemacht: Gott verläßt die Seinen nicht.

Neunzehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Noch an demselben Abend und fast zur nämlichen Stunde, als BenJakob im Sack aus Rom gebracht und zur Strafe in die Tiber geworfen wurde, erschien im Kerker vor Vater und Tochter ein Kommissär, der ihnen die frohe Botschaft verkündete, daß er komme, sie zur Freiheit emporzuführen. Sechs lange Monate hatte der arme Bildhauer, und fast ebenso lange die Tochter in einem finstern dumpfen, unterirdischen Gewölbe geschmachtet. Ein lebendig Begrabener, der sich umfangen fühlt von den fest umschlingenden Wänden des Sarges, und plötzlich über sich kommen hört die Tritte eines Retters, und sich aufrichtet aus dem ausgegrabenen Sarg, dem Leben wieder geschenkt und dem süßen Sonnenlichte, kann sich kaum höher freuen, als Meister Girolomo und das Mädchen sich freuten, wie sie hörten, ihre Unschuld sei erkannt, ihr Gang gehe zur Freude, zum Lohn empor.

Körper- und Gemütsleiden zugleich hatten Clementinens Kräfte beinahe völlig aufgezehrt, und die Arme war ein wahres Schattenbild ihrer einst so blühendeu Jugendschönheit geworden; aber sie bot sich doch in kindlicher Liebe, obschon selber geschwächt und wankend, dem wankenden Va-

ter als Stütze, während sie den schrecklichen Ort verließen, wo ihrer Thränen so viele gezählt, ihre heißen Seufzer gehört und im Buche der ewigen Liebe angerechnet wurden. Der Kommissär brachte sie vor den Präsidenten, der ihrer noch besonders im Gerichtssaale harrte, in diesen hinein. In seiner Brust regte sich nun wärmer das Mitgefühl mit fremdem Unglücke, als er die Leidensbilder vor sich sah. Was sie gelitten, konnte er nicht ungeschehen machen; aber eine schmerzliche Vergangenheit durch die Pflicht einer Handlung der Gerechtigkeit versüßen, das konnte und wollte er; und er mußte dies um so mehr thun, da sein Bewußtsein ihn nicht ganz frei von dem Tadel einer saumseligen Gerichtsverhandlung sprach.

„Euern einzigen Sohn, Meister Bildhauer“, so sprach er, „hat die Hand eines Verbrechers, Eure Hoffnung und Stütze, in seines Lebens Blüte erschlagen. Isogard ist aus Rom verbannt. Seines Vermögens Hälfte ist Euer und Eurer Kinder. Sorge und Kümmerniß um das tägliche Brod vergälle nun Euch nicht mehr den Rest Eurer Tage. Für Euch und Eure Kinder ist gesorgt.“

Girolamo wollte danken, aber in diesem Augenblicke kam ihm der Gedanke an sein gramgetödtetes Weib, und sein Dank erstarb ihm auf der Zunge. „Wäre die Mutter noch diesseits, mein Kind!“ So seufzte er, der nie die Güter der Erde geschätzt, und nur gelebt für Liebe und Kunst.

„Auch für die Mutter ist gesorgt,“ antwortete Clementine. „Sie ist gut aufgehoben, ist bei dem Bruder, und jener höchste Richter über den Sternen hat ihr ein sanftes Urtheil gesprochen. — Statt des Vaters, Herr Präsident, dankt Euch für Eure gütige Fürsorge die Tochter.“

„Und warum,“ fragte jetzt Girolamo ernst, „warum mußte ich, der Vertheidiger der Ehre seiner Tochter, sechs Monate lang im Gefängnisse liegen, bis mein Recht erkannt und der Frevel eines Auswürflinges mit milde züchtigender Verban-

nung bestraft wurde? War dies Gerechtigkeit, Herr Präsident?“ Dieser wußte den Unmutigen durch diese und jene Beschönigung seiner Saumseligkeit zu begütigen, und sprach zu Clementine: „An einen unedel gesinnten Menschen habt Ihr Euern Brautschatz verloren, um Eure Familie aus den Klauen eines bestraften Wucherers zu reißen. Glaubt Ihr wohl, Meister Sebald sei triumphirend mit dem Ringe von hinnen gegangen? Hier blieb der Lohn Eurer Redlichkeit für Euch wohlverwahrt zurück. Nehmt ihn in Empfang, kehrt in die stille Wiege Eurer Kindheit mit dem freien Vater zurück, lebt glücklich, brave Tochter!“

Als Clementine den Ring empfangen und ihn entzückt vor Freude geküßt hatte, sprach sie zu dem Vater: „Wohl hab' ich nun diesen wieder; aber so recht vollkommen wäre meine Freude jetzt erst, wäre auch das Silberkettlein wieder mein, das ich damal aus Noth BenJakob verkaufte.“ Kaum hatte diese Worte der Präsident gehört, so hing er ihr das wiedererkannte Kettchen um; es fand sich unter dem andern noch vorhandenen Raubgute vor. Clementine weinte vor seliger Freude.

„Glücklich,“ schloß der Präsident, „glücklich der Mann, dessen Kind solch ein Mädchen ist, und die Tochter glücklich, deren Vater denkt und handelt für ihr Bestes wie Girolamo. Sei gesegnet, Tochter! es gehe dir immer gut! Und so du einen würdigen Bräutigam gefunden, und so du ein liebes Kind wiegst in deinen Armen, erinnere dich an diese Stunde.“ Er küßte ihr die Stirne und ging bewegt aus dem Saale.

Bald darauf befanden sich Vater und Kind auf dem Heimwege zum stillen Haus. Sie mußten oft ausruhen, denn die Jugend war schwach, das Alter kraftlos geworden. Bloomfield, der inzwischen von ihrer nahe bevorstehenden Befreiung Nachricht eingezogen, bereitete den Heimkehrenden heimlich eine ungeahnte freudige Ueberraschung vor. William, sein jüngerer Bruder, ein vortrefflicher Jüngling, der nach Rom

gekommen, um seinen Bruder Eduard wiederzufinden, war Diesem bei der festlichen Vorbereitung in Girolamo's Hause hilfreich zur Hand gegangen. An die Stelle der alten Schränke, Stühle und Tische wurden schöne und geschmackvoll gearbeitete neue gebracht. Der Glaser arbeitete, der Tüncher, der Messerschmied, der Goldarbeiter. Das feinste Porzellän und mancherlei glänzendes Silbergeschirr zierte die Küche. Alles, bis auf des Meisters Werkstätte, bekam in zauberischer Eile eine neue, gefälligere Gestalt in der Wohnung, damit Clementine, wenn sie eingetreten mit dem Vater, in sprachlos freudigem Erstaunen ihr Geburtshaus, die stillen Räume ihrer Jugend wiedersehe. Als Bloomfield glaubte, nun sei Alles in Ordnung, schloß er die Fensterläden und Thüren, damit die ahnungslos Heimkehrenden keine Veränderung schon von Außen her wahrnähmen. Dann ging er mit Bruder William, der nicht wenig begierig war, das hochgerühmte brave Mädchen zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen, in das Nachbarhaus gegenüber.

Es war kurz vor Anbruch der Nacht, als Clementine in der Ferne mit dem Vater um die Gassenecke bog, und, wie sie das Vaterhaus nach so langer, langer Trennung von ihm wiedersah, sehnsüchtig nach ihm die Arme ausspannte. Thränen süßwehmütiger Freude sprangen ihr bei diesem Anblick in die Augen; wunderbar lebte sie wieder auf, und selbst über den alten Meister schien sich plötzlich neue, frischgeschöpfte Lebenskraft zu ergießen. Er raffte sich wieder auf, ihre Schritte wurden schneller, und bald standen Beide vor dem lieben Häuschen.

Das Dunkel der Nacht ließ den erwartungsvollen jungen William kaum die matten Umrisse der jungfräulichen Gestalt vom Fenster des Nachbarhauses aus unterscheiden. Er folgte dem Bruder, um auch Zeuge der Freude des Vaters und seines Kindes drüben zu sein. In mäßiger Entfernung blieben sie stillstehen, als Vater Girolamo öffnete und zur

Tochter sprach: „Geh doch und laß dir von des Nachbars Frau eine brennende Kerze geben, damit wir diese heilige Stätte vergangener Tage wieder erkennen und uns zusammen setzen, als wären Julius, die Mutter und die lieben Kinder noch alle da.“

Clementine eilte fort in des Nachbars Haus. Zurückgekommen und die leuchtende Kerze in der Hand, verschwand sie hart vor den englischen Brüdern, die von ihr nicht gesehen worden, ging durch die Werkstätte, wo der Vater vor seinem ihn wieder anlächelnden Madonnabilde ausruhte, öffnete die neue Zimmerthür — und, o Himmel! was sah sie! welche Veränderung! —

Die Kerze wär' ihr fast aus der Hand gefallen. Sie traute ihren Augen nicht. Alles reich, vornehm, die Wohnung wohlhabender Leute, nicht mehr die Stube des armen Künstlers. Sie staunte und staunte sprachlos, und stumm wie sie und regungslos stand der Vater da.

„Ich weiß nicht, Vater,“ sagte sie endlich, indem sie sich selber befühlte, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich wache, „ich weiß nicht, ob ich eben träume oder wache. Seht, o seht nur! Alles glänzend neu und wie durch einen guten Geist in's Hause hereingezaubert. Ist ein Engel vom Himmel herabgestiegen und hat so für uns gesorgt? Ist hier ein Wunder geschehen? Vater, mir steht wirklich der Verstand still.“

Still im Dunkel der Werkstätte außen standen die englischen Brüder, und hörten hier ungesehen und unerwartet jedes Wort des hochentzückten Mädchens. Girolamo selbst betrachtete innigfroh diese reiche Christbescheerung eines unbekannten guten Geistes.

„Sollte der Präsident —“ sprach der Meister.

„Was? der Präsident?“ fiel ihm Clementine in's Wort. „Da möchte ich besser rathen. Von Lord Bloomfield, dem Gütigsten aller Engländer, kommt's. Wenn er jetzt nur da

wäre! Vielleicht — Gebt mir doch die Kerze her!“ — Schnell, in hastiger Eile, lief sie hinaus in die Küche. Auch hier Alles umgezaubert, Alles neu, in blanker Pracht, geschmackvoll und vornehm eingerichtet, so, als hätte hier eine gütige Fee gehaust und wäre, gestört im mitten Spiel, als sie hereinkam, durch das offene Fenster schnell und spurlos verschwunden.

„O! wir sind glücklich, recht glücklich, Vater,“ sprach sie, indem sie ebenso schnell wieder zurückkam, den Brillantring an der Kerzenflamme spielen ließ, ihn an's Herz drückte und ihn dann, den stralenden Unglücksbringer, in das Kommod legte und da verwahrte wie eine kostbare heilige Reliquie. Es mochte da wohl eine leise Ahnung in ihr aufsteigen, daß Bloomfield, der höchstwahrscheinliche Bescheerer dieser Freude, näher sein könnte, um Zeuge ihrer Verwunderung zu sein. Sachte und dem Vater winkend nahm sie daher die Kerze, und die flache Hand vor das zuckende Flämmchen haltend, wollte sie beherzt in die Werkstätte gehen. Blommfield und Bruder William bewegten sich jetzt gegen die Zimmerthür, unter welcher Clementine erschien. Obschon gefaßt, erschrack sie dennoch heftig, da sie die Brüder sah.

„Fürchte dich nicht!“ sprach der Aeltere; „ich bin es, Mädchen.“ Sie stand auf der Schwelle, der verklärende Schein der Kerze fiel auf des Lords Gestalt und auf die eines neben ihm stehenden jungen Menschen von ähnlicher Gesichtsbildung. Clementinens Blick ruhte auf William, als wollte sie fragen: „Und wer ist denn Dieser?“ William sah die schöne Jungfrau vor sich, und schlug seltsam bewegt vor ihr das Auge nieder. Ihr Herz brannte jetzt nur für Dank; sie warf sich Bloomfield zu Füßen und dankte stumm; aber eine leuchtende Thräne hing auf ihrer Wange, als sie der Lord vom Boden aufhob und ihr die Stirne küßte.

Ein erquickendes Nachtmahl, schon im Voraus von

Bloomfield bestellt und nun aus dem nächsten Gasthofe gebracht, beschloß diesen freudenvollen Abend. Während des Mahles saß William, Gesicht zu Gesicht, Clementinen gegenüber. Fromm und tugendhaft, schön und schuldlos, wie sie war, an Seele und an Körper rein, hatte sie bald auf Williams Gemüt einen Eindruck gemacht, der einer der unauslöschlichsten geblieben. Und auch in Clementinen erwachte ein Gefühl, rein und himmlisch, für das sie bis jetzt keinen Namen fand.

Meister Girolamo sah seines lieben Kindes innere Bewegung, als sie so harmlos und unbefangen mit dem offenen Auge an William hing, und ward besorgt für ihre Ruhe. Ernster ward seine Miene; zu sichtbar zeigte sich seine Ungeduld, als die vergnügten Gäste die Bedeutung dieser Miene nicht verstehen wollten. „Was besorgt Ihr, Meister?“ fragte Bloomfield im vertraulichsten Tone; „darf ich wissen, was Ihr eben dachtet?“ „Mylord,“ antwortete Girolamo, „das Mädchen ist noch jung und unerfahren mit Welt und Menschen. Ich sehe Etwas in ihr vorgehen, was für ihre innere Ruhe mir Besorgniß erwecken möchte. Im Vertrauen auf die Redlichkeit eines Unbekannten gibt sie das Herz dahin. Wenn sich mein armes Kind betröge —? Wolltet Ihr ihre Thränen dann auf Euer Gewissen nehmen? — Euer Bruder, Mylord, — steht meiner Tochter zu hoch. Zum Weibe will er sie doch nicht nehmen, und mit dem Herzen meines Kindes zu spielen, ist Clementine doch zu gut für ihn.“

„Wer weiß, was geschieht?“ entgegnete Bloomfield lächelnd. „Ich habe über das Schicksal meines Bruders zu bestimmen, und gerne gehorcht mir der Jüngere. Mißtraut mir Girolamo noch immer?“ Girolamo schüttelte bedenklich den Kopf, und hieß sein liebes Kind zur Ruhe gehen. Clementine wollte gehorchen, ein bittender Blick Bloomfields jedoch hielt sie zurück. Er beruhigte den Vater, indem er

sagte, für Clementinens glücklichste Zukunft wolle er selber die herzanliegendste Sorge tragen; sein Bruder aber werde morgen — abreisen.

„Abreisen? morgen schon, Mylord?“ Warum denn so schnell?“ fragte sie betrübt, und William versetzte, um das Mädchen zu prüfen, mit scheinbarer Bestimmtheit: „Ich muß dem ältern Bruder gehorchen; morgenfrüh fliege ich Neapel zu, und von dort aus wandere ich mit der süßen Erinnerung an Euch nach England zurück. Nie werde ich Euch in diesem Leben wiedersehen.“ Bei diesen Worten betrachtete er das Mädchen; ein Gefühl unsäglicher Wehmut warf seinen Schatten über ihre Miene, und William durfte hoffen, glücklich zu werden durch den Besitz eines unverdorbenen, gleichedeln und ganz für ihn geschaffenen Herzens.

Es war kurz vor Mitternacht, als Bloomfield endlich mit dem wie träumenden Bruder aufbrach. Da ergriff er ein Kelchglas, in welchem das kostbarste Rebenblut Italiens perlte, stieß es an Vater Girolamo's Glas an und sprach: „Auf unser Aller Glück! und — es lebe die ebenso liebenswürdige als schöne Braut!“ Sie tranken, Clementine senkte das erröthende Antlitz, William drückte lebhaft ihre Hand und sprach zu ihr: „Morgen Abend kommt das liebe Christkind; es bescheere Euch Himmelsglück und einen würdigen Bräutigam. Ich aber — werde fern, fern Euch sein.“ Sie schlug das Auge zu ihm auf, und ehe sie noch die Kerze genommen, um den geliebten Gästen hinauszuleuchten, waren diese auch schon verschwunden.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Weinachtsabend.

Den Morgen des nächsten Tages über hatte Clementine freudvoll und leidvoll in der zauberisch umgewandelten Wohnung gewirthschaftet; freudvoll, daß nun alles Schmerzliche einer heißen Prüfung überstanden, und die Vorsehung der Unschuld ihren Siegeskranz aufgesetzt; leidvoll, daß der gute William gleich einem flüchtigen Traumbilde, kaum gesehen, schon wieder und auf ewig soll entschwunden sein. Sie konnte sich der Gedanken an ihn kaum entschlagen, und lächelte oft still über sich selbst. „Ich, ein armes bürgerliches Mädchen,“ dachte sie — „und er, Englands edler Sohn, wie passen wir zusammen? Gott verzeihe mir diese sündlichen Gedanken. Ich will bei dem Vater bleiben, ihm leben und alles Andere in Gottes Hand stellen.“

Gegen Mittag kam Meister Sebald in's Haus, als eben Clementine vor der roth auflodernden Flamme des Herdes stand. Er murmelte, fast neidisch über das bescheerte Glück der frohen Erlösten sein Erstaunen aus, da er die herzentzückendste Verwandlung der frühern Armut in die lächelndste Wohlhabenheit mit scheelen Augen betrachtete. „Ey! ey!“ sprach er dann zu Girolamo; „bin ich behext, daß ich Alles anders sehe, als es wirklich ist, oder hat Euch der reiche Gevatter Engländer aus aller Noth gerissen? Ihr hauset ja jetzt da wie Fürsten, und mit Euern Heiligenbildern wird es gar aus sein.“ Girolamo fragte ihn ernst, was er da wolle, und Sebald erklärte, der Gerichtspräsident habe ihm als Strafe aufgebunden, kniefällig den unschuldig Gekränkten Abbitte zu thun.

„Nun so thut es!“ erwiederte Jener und rief Clementinen herein. Diese jedoch enthob den frühern harten Dienstherrn der tausendfach verdienten schmähligen Erniedrigung, indem sie sagte, er möge gehen, in sich kehren und ein besserer Mensch werden. Gott wolle ihm seine Sünden verzeihen, wie sie und der Vater ihm Alles vergeben. Sebald räumte, gedemütigt bis zur Erde, die jetzige Wohnung des Friedens. Bald darauf erschien auch ein Kommissär des Gerichtes, und händigte Meister Girolamo die gesiegelte Anweisung auf Grafen Isogards Vermögenshälfte ein. Mit einem unterdrückten Seufzer nahm der Bildhauer das Vermächtniß dahin. Ach! es war kein Ersatz für einen verlornen Sohn, für die ihm nachgefolgte heimgegangene Mutter.

Eben als Clementine mit dem Vater zu Tische saß, und Beide sich berathen wollten, wie sie den noch im Waisenhause befindlichen lieben Kleinen einen Festabend hier im Vaterhause bereiten, kam Lord Bloomfield, und — ohne William. „So ist er dennoch fort?“ fragte sich Clementine, und Bloomfield, der diese ihre bange Frage aus den Augen des Mädchens las, ließ sie in Ungewißheit. In ihre Hände legte er ein großes Paket, das Nüsse, Spielzeug und dergleichen für die Kinder enthielt; sein Jokey, der italienische Junge, trug den frischgrünen Christbaum in's Zimmer, stellte ihn auf den Tisch, und der Lord empfahl Clementinen die Sorge, den Baum für den Abend mit allerlei vergoldeten Früchte zu behangen und mit Kerzchen zu zieren. Girolamo's Herz entbrannte vor Verlangen, sein Kind Lauretten und den Knaben Eduard wiederzusehen, und sie selber vor Abend aus dem Waisenhause zu holen und heimzuführen. Bloomfield jedoch gab dieses nicht zu. Das Werk der Liebe, den Knaben selbst zu holen, ließ er sich nicht nehmen.

„Auch die lieben Engel,“ sagte er, „sollen heute, wie ihr, auf die freudigste Art überrascht werden. Sorgt ihr daheim für das Christkind; sobald es anfängt dunkel zu werden,

und die Lichter und tausend Festkerzchen hinter den Fensterscheiben flimmern, werde ich auch mit den Kindern wiederkommen.«

Von hier aus ging er nun in Căciliens Wohnung, wo er die seiner harrende frohe Gattin aufgelöst in Thränen der Freude fand. In unsäglichster erneuter Liebe umarmte er sie, und der zärtlichste Kuß versiegelte das Bündniß der wiedervereinigten Herzen. Nun gingen sie Arm in Arm in das ziemlich entfernte Waisenhaus.

Der Waisenvater war schon im Voraus von dem Besuche der Eltern Eduards in Kenntniß gesetzt. Er hatte daher Eduard und Girolamo's Kind aus der Zahl der Waisen zu sich in sein Zimmer genommen, wo sie voll Neugierde, was da geschehen sollte, einander oft fragten: „Wird der Vater, die Schwester, wird auch uns das liebe Christkind kommen? Was wird es uns bescheeren? Wer wird sich kümmern um uns, wenn alle Kinder sich freuen?«

Mit seiner Gattin trat Bloomfield ein. Wohl sahen sie die Kinder da wieder, doch drängten Beide noch das sehnsuchtgehobene Herz mit Macht zurück. Fremd und theilnahmlos stellten sie sich vor den aufmerksamen Kleinen, und Cäcilie versagte jetzt dem Knaben sogar den Liebeskuß, den sie ihm so oft gegeben; einige Stunden später sollte dafür seine Freude um so größer sein. Bloomfield hinterlegte vor dem Verwalter ein sehr beträchtliches Geschenk für die andern Waisen als ihr Christkind, und Cäcilie ließ Demselben kaum so viel Zeit, um einige Worte des Dankes zu sprechen, indem sie ihm beiseite Eduards Vater in der Person des Lords vorstellte und ihm auftrug, bald nach ihrem Abgange die Kinder in einem Wagen ihnen zur Wohnung des Bildhauers Girolamo nachfahren zu lassen. Der Verwalter nickte Erfüllung ihres Wunsches zu.

„Ach! liebe, gute Frau!« so klagte Eduard, an Cäciliens Seite mit nassen Augen aufblickend, „heute seid Ihr

recht grausam. Was habe ich denn Böses gethan, daß Ihr mir heute nicht gut seid, wo sich Alles auf das Christkindlein freut?« Die Mutter drückte ihm beruhigend die kleine Hand, und bald hierauf war sie mit Bloomfield aus dem Zimmer verschwunden.

Clementine war mit Hilfe ihres Vaters bereits mit der süßen Zurüstung für die Christfreude fertig; Hunderte von flimmernden Wachskerzchen brannten auf den Zweigen des Christbaumes und beleuchteten die schimmernd vergoldeten Früchte, unter deren Last die Zweige sich bogen, als Bloomfield in Begleitung seiner Frau in des Bildhauers Wohnung wiederkehrte. In sinniger Ordnung lagen die Spielsachen umher; Kleinigkeiten, deren Erinnerung aber uns oft durch das ganze Erdenleben begleitet. Jetzt hörte man das Näherrollen eines Wagens. Girolamo und die Tochter mußten sich auf Bloomfields Wunsch in das Nebenzimmer entfernen. Er selber flog vor die Thür hinaus, hob die Kinder, die nicht wußten, was mit ihnen vorgehe, aus dem Wagen, trug sie beide auf den Armen herein in's Warme, und ließ sie auf die glänzende Bescheerung zulaufen nach Herzenslust. Eduard betrachtete wieder mit jenem frühern unsäglichen Gefühle den fremden vornehmen Mann; nach der Dame aber streckte er kindlich verlangend die Arme aus. Sie hob ihn mit fast stürmischer Liebesgewalt an ihr Herz; länger konnte sie den Drang der zärtlichsten Mutterliebe nicht mehr verhalten, und mit dem Ausruf: „Eduard, süßer, geliebter Knabe, mein Sohn, mein Kind, ich bin deine Mutter!« schloß sie den Glücklichen in die Arme, während Laurette froh ihre Bescheerung zu sich nahm, dann aber zu weinen anfing. „Ach lieber Gott!« sprach sie, „es ist Alles wohl recht schön, aber ich kann mich doch nicht freuen. Ist der Vater, ist die Schwester todt? Sind sie drüben bei Julius und der Mutter?«

„Weine du nicht, holder Engel!« tröstete Bloomfield

die Kleine; „sie beide leben dir noch, und du sollst sie heute wiedersehen; habe du nur ein wenig Geduld!“ Dies gesagt, öffnete er die Nebenthür, und Vater und Schwester standen vor Lauretten, deren Freudenthränen heller und schöner stralten, als alle andere Christbescheerung. Freudeweinend schluchzte sie am Vaterherzen.

„Du, du meine Mutter?“ fragte Eduard Cäcilien; „und die gestorbene Mutter war nicht mein? Meine Mutter nicht im Himmel? — O liebe Frau!“ sagte er dann, „ich habe dich auch so lieb wie sie, die jetzt im Boden schläft. Und darf ich jetzt immer, immer bei dir bleiben?“ „Ja, mein Schmerzenreich,“ antwortete sie, „immer, bis der liebe Gott uns trennt.“

„Aber, liebe Mutter,“ fragte er dann wieder, „wie ist es denn? Wenn du meine Mutter bist, darf ich dann zu Girolamo Vater sagen? Wer ist denn jetzt Eduards Vater?“ Anstatt ihm auf diese kindliche Frage zu antworten, nahm ihn Bloomfield auf den Schoos, und herzte den Jungen mit aller väterlich liebenden Zärtlichkeit. „Und du mein Vater?“ sprach dann der Knabe, von des Vaters Küssen fast erstickt. „Ich habe dich immer so gefürchtet, und nun hast du mich viel lieber, als Herr Girolamo. Wo warst du so lange? Immer kam die Mutter allein zu mir in's Waisenhaus. Wenn du sie lieb gehabt hättest, wärst auch du mit ihr zu mir gekommen.“ Dieser leise Vorwurf des Kindes war die letzte Buße Bloomfields für seine frühere, nun unter Thränen bereute Lieblosigkeit gegen die lang' und unschuldig Gekränkte. Alle hatten einander wieder, nur Clementine war nicht ganz froh, nur sie meinte, es fehle noch Vieles und das Christkind habe ihrer nicht gedacht. Aber auch für sie war gesorgt. Im Stillen schuf der Himmel ihr Glück.

Ein zweiter Wagen fuhr an. Wer noch komme, wußte Niemand besser als Bloomfield. Schnell sprang er auf,

nahm eine Kerze vom Tisch und leuchtete dem Kommenden herein. Und wer war Dieser? Sein Bruder William. Der ältere Bruder führte Diesen der hochbetroffenen Clementine mit den Worten zu: „Er ist nicht abgereist. Er liebt Euch, und gestehet nur selbst: Ihr theilt seine reine Empfindung. Die Herzen sind frei; wählet nicht lange und ersparet euch die Prüfung. Werdet ein glückliches Paar vor dem Altare eures Schöpfers. William, sieh deine Braut! Clementine, weiht Euer gutes, edles Herz dem Gefährten Eures Lebens. Das, ihr großen Kinder, sei eure Christbescheerung.“ Sprachlos vor Wonne reichte sich das Paar die Hände, Vater Girolamo nickte zu, und ein Engel der ewigen Liebe segnete den Bund zweier glücklichen Wesen, die einander so schnell gefunden, so bald einander Alles geworden. Girolamo gab seinen Vatersegen dazu.

„Nach Neujahr,“ so sprach er tiefgerührt, „ziehe du, mein liebstes Kind, aus deines Vaters Hause oder bleibe hier bei ihm, wie ihr wollt. Gehorche deinem künftigen Manne, wie du mir gehorchtest; liebe ihn treu, wie du mich liebtest. Wir haben viel gelitten; Gott hat uns erlöset aus aller Noth, der Unschuld den Sieg gegeben, und die Bosheit zu Schande gemacht. Sein Name sei ewig gepriesen!“

Aus diesem stillen Häuschen, wo seine Braut geboren und erzogen wurde, wo sie als Muster kindlicher Liebe und strenger weiblichen Tugend jungfräulich aufblühte, wollte William seine Verlobte nicht führen. Denn lieber war ihr dies Häuschen, als der goldene, prachtvollste Fürstenpalast. Nun nahm Clementine Bloomfields verhängnißvollen Brillantring aus dem Kommode, der Lord steckte ihr ihn an den Finger und sprach: „Vor dem einsegnenden Priester am Altare wechselt ihn; und sollte dir je wieder eine trübe Stunde im Leben kommen, so wiederhole dir in süßer Rückerinnerung deinen goldnen, ach! so wahren Spruch: „Gott verläßt die Seinen nicht.“

Bald darauf schied er mit seiner Frau und dem überaus glücklichen Bruder, — und die nächste Zukunft warf ihre ausgezeichnetsten Rosenkränze über alle Dornen einer schmerzlichen Vergangenheit. Einige Tage nachher ward Clementine Williams treue, durch Liebe beglückte Lebensgefährtin am Altar, wo ihm das schöne Herz, das so hoch, so treu und innig Vater und Mutter ehrte, verbunden wurde bis zum Tode. Vater Girolamo lebte den Rest seiner Tage bei dem glücklichen jungen Ehepaar. Da floß keine Thräne des Schmerzes mehr; ein Fest der Liebe brachte da jede neue Morgen. Glücklich, wahrhaft glücklich macht nur die Tugend.

Stadtbibliothek Augsburg

Im Verlag der **Veith & Rieger**'schen Buchhandlung in **Augburg** sind ferner noch folgende sehr empfehlungswerthe Schriften erschienen:

Erzählungen und Gedichte belehrenden, erbauenden und erheiternden Inhaltes. Ein Festgeschenk für Deutschlands gebildete Jugend; von F. G., verbessert von H. R. Zweite durchgesehene Ausgabe. Mit einer Abbildung. 1824. 8. 36 kr. od. 9 gr.

Wir erlauben uns hier die Rezension der Quartalschrift für Schullehrer 4. Heft I. Jahrgang abzudrucken.

„Dieses Büchlein ist für die gebildete Jugend Deutschlands ein sehr würdiges und freundliches Festgeschenk. Den Inhalt bilden, wie der Titel sagt, Erzählungen und Gedichte, und sie können alle bewirken, was sie bewirken wollen, nämlich belehren, erbauen und erheitern. Der Stoff der Erzählungen, die theils längere, theils kürzere sind, ist zum größten Theil aus der Geschichte genommen. Nur wenige Erzählungen gehören in das Gebiet der bloßen Erdichtungen. Sie stellen der lieben Jugend vorzüglich die schönen Tugenden des andächtigen Gebetes, der Demuth und Güte, der Mildthätigkeit, der Großmuth, der kindlichen Liebe, der Standhaftigkeit u. s. w. vor die Augen und ermuntern zur Aneignung derselben; oder schildern die Habgierde und die Strafe dieses Fehlers zum abschreckenden Beispiele; oder weisen zur Aufmunterung, wie die Tugend ihren Lohn erhalte."

„Die Erzählungen sind in fließender, blühender, oft sehr bilderreicher Sprache geschrieben, ganz angemessen dem jugendlichen Gemüthe, welches sie ergreifen, rühren, belehren und ergötzen können. Dem Referenten hat aber doch die einfache und gemüthliche Schilderung des heil. Bischofs Adelbert von Prag, eigentlich die Schilderung seines jugendlichen gotterfüllten Gemüthes und seiner Nächstenliebe, am meisten gefallen."

„Auch die Gedichte sind alle theils religiösen, theils moralischen Inhaltes, und verdienen selbst in Hinsicht des dichterischen Werthes alles Lob. Man dürfte sie immer in eine Sammlung guter geistlicher Lieder aufnehmen. Das ganze Büchlein verdient alle Empfehlung, und wer immer einem gebildeten Jünglinge oder Mädchen ein Festgeschenk machen will, wird mit demselben eine angenehme Gabe dargebracht haben." —

ἙΞΗΜΕΡΟΝ. Eine physikalisch-theologische Erklärung der sechs Schöpfungstage von **Franz de Paula v. Schrank,** der Theologie und Philosophie Doktor, des k. b. Verdienstordens Ritter, k. b. geheimen geistl. Rathe 2c. In Umschlag geh. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Als beste Empfehlung diene diesem Werke die Approbation des hochw. bischöfl. Ordinariats Augsburg, welche lautet: „das vorliegende Werk enthält nicht nur Nichts gegen den kathol. Glauben

und die reinen Sitten, sondern ist auch wegen der tiefen Gelehrtheit und der in demselben enthaltenen gründlichen Forschungen besonders empfehlungswürdig.“ —

Leben und Wirken, das, der **Mönche und Einsiedler**, im Geiste und der Wahrheit dargestellt. Ein Lehr- und Erbauungsbuch für die Freunde des einsamen Lebens, welche sich über das Kloster- und Einsiedlerleben vollkommen unterrichten wollen. Von einem kathol. Geistlichen. In Umschlag geh. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.

Der geehrte Hr. Verfasser sagt unter Anderm in der Vorrede: „Gegenwärtige Erbauungsschrift hat den Zweck, das Kloster- und Einsiedlerleben im Geiste und in der Wahrheit darzustellen, und so etwas zur Ehre eines Standes beizutragen, der in Wahrheit zur Ehre Gottes, zur Zierde der kathol. Kirche, zur Wohlfahrt der Völker durch 18 Jahrhunderte unermeßliche Dienste im Verborgenen und offenbar durch Lehre, Beispiele und Thaten der Welt geleistet hat 2c. 2c.“

Nachtgedanken, heilige, der Büßerin Magdalena. Aus dem Italienischen übersetzt von Georg Niedermayer. In Umschlag brosch. 36 kr. od. 9 gr.

Das hochw. bischöfl. Ordinariat Augsburg schreibt hierüber: „Da diese in einer geistvollen und erhabenen Poesie niedergeschriebenen, und in einer wohlgelungenen Uebersetzung mitgetheilten heiligen Nachtgedanken nichts Schwärmendes, sondern erbauende, den Geist erleuchtende, das Herz erhebende und mit heil. Ernste vorgetragene Wahrheiten enthalten, die den Menschen zur Selbst- und Gotteskenntniß führen, in ihm den Bußgeist wecken, den Glauben beleben, die Hoffnung und das Vertrauen stärken und die Liebe entflammen: so nimmt die bischöfl. Stelle keinen Anstand, diesem Schriftchen die beste Empfehlung zu ertheilen 2c.“

Das Bild eines frommen Soldaten und tapfern Einsiedlers, oder Lebensgeschichte des gottseligen Bruders **Joseph Fleuchaus**, Eremiten auf dem Kappelsberge bei Heideck im Bisthume Eichstädt, von seinem Beichtvater **Martin Königsdorfer** beschrieben. 5te Aufl. brosch. 18 kr. oder 5 gr.

Das Dasein dieser merkwürdigen und wahren Geschichte verdanken wir einem der würdigsten Geistlichen, dessen einfache aber gründliche Erzählung um so mehr vollen Glauben verdient, als er vom Z u g e t r a g e n e n sich größtentheils p e r s ö n l i c h überzeugt hatte.

Die christliche Kinderzucht in sechs Predigten, über die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, nebst einer Rede über die physische oder bloß körperliche Erziehung derselben. Eine ländliche Hochzeit-Schenkung von Dekan und Pfarrer **M. Königsdorfer.** 3te Aufl. brosch. 24 kr. oder 6 gr.

Dieser eben so faßlich als herzlich bearbeitete wichtige Gegenstand erregte schon bei Ertheilung der Approbation 1814 von Seiten des bischöfl. General-Vikariats Augsburg den Wunsch, daß dieses Werkchen nicht nur von allen Seelsorgern fleißig benützt, sondern auch für jedes christliche Haus angeschafft werden möchte.

Nebel L.D.

~~Ansbach~~

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nebel, Wilhelm Michael,

Die Rose von Rom, oder ehre Vater und Mutter! Eine Erzählung für die reifere Jugend ; Mit einem Titelkupfer

Augsburg ; Günzburg 1838

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 91
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259139-4